

Wochenblatt für Wilsdruff

Charandt, Nossen, Siebenlehn und die Umgegenden.

Amtsblatt

für die Kgl. Amtshauptmannschaft Meißen, für das Kgl. Amtsgericht und den Stadtrath zu Wilsdruff, sowie für das Kgl. Forstrentamt zu Charandt.

Localblatt für Wilsdruff.

Altanneberg, Firkenhain, Plankenstein, Braunsdorf, Burghardtswalde, Groitzsch, Grumbach, Gruno bei Mohorn, Helbigsdorf, Herzogswalde mit Sandberg, Hühndorf, Kneufach, Kesselsdorf, Kleinschönberg, Klipphausen, Lamperdsdorf, Limbach, Logen, Mohorn, Miltig-Roitzschen, Ranzig, Reutirchen, Reutanneberg, Niederwartha, Oberhermsdorf, Vohredorf, Röhrsdorf bei Wilsdruff, Roitzsch, Rothschönberg mit Berne, Sacksdorf, Schmiedewalde, Sora, Steinbach bei Mohorn, Seeligstadt, Spechtshausen, Taubenheim, Unterdorf, Weistroy, Wildberg.

Erscheint wöchentlich dreimal und zwar Dienstags, Donnerstags und Sonnabends. — Bezugspreis vierteljährlich 1 Mk. 30 Pf., durch die Post bezogen 1 Mk. 54 Pf. Inserate werden Montags, Mittwochs und Freitags bis spätestens Mittags 12 Uhr angenommen. — Insertionspreis 15 Pf. pro viergespaltene Corpuszelle.

Print und Verlag von Martin Berger in Wilsdruff. — Verantwortlich für die Redaktion: Martin Berger daselbst.

No. 8.

Sonnabend, den 17. Januar 1903.

62. Jahrg.

In hiesiger Stadt sollen
Donnerstag, den 22. Januar 1903, 10 Uhr Vorm.,
versteigert werden:

1 Kutschwagen, 1 Tafelschlitten, 2 große Lastwagen,
1 Kleidersekretär, 1 Wäscheschrank, 4 Vertikows, 4 Spiegel,
1 Küchenbüffet, 1 Kücheneinrichtung, 2 Schreibtische, 6
Küchenschränke.

Versammlung der Bieter: „Gasthof zur guten Quelle“ in Wilsdruff.
Wilsdruff, den 12. Januar 1903.

Der Gerichtsvollzieher des Königl. Amtsgerichts.

In Niederwartha sollen
Mittwoch, den 21. Januar 1903, Nachm. 2 Uhr,
versteigert werden:

1 Tisch, 4 Stühle, 1 Schreibsekretär, 1 Nähtisch, 1 Küchenschränkchen, Federbetten, eine Partie Betttücher, Servietten, Handtücher, Bettbezüge u. A. m., ca. 28 hl Schmiedekohle.

Bieterversammlung: Gasthof zu Niederwartha.

Wilsdruff, den 10. Januar 1903.

Der Gerichtsvollzieher des Königl. Amtsgerichts.

Politische Rundschau.

Kaiser Wilhelm hat dem Zaren zum russischen Neujahrsfest eine Aufmerksamkeitsgesandtschaft erwiesen, indem er ihm nach dem Tag eines wohlzubereiteten Wildschweinskopfs übersenden ließ. Das Thier, dessen „Behauptung“ hierzu ausgewählt wurde, war vom Kaiser auf einer der letzten Jagden erlegt worden. Die Delikatesse wurde von den kaiserlichen Köchen hergestellt und in einer verlobten Blechdose nach Petersburg geschickt.

Kronprinz Wilhelm trifft am heutigen Freitag in Petersburg ein, wo Zar Nikolaus seinen Gast mit großer Ehre empfangen wird. Der Prinz verließ Mittwoch Abend Berlin; der Kaiser brachte persönlich seinen Sohn zur Bahn. Donnerstag Mittag kam Prinz Wilhelm auf der russischen Grenzstation Wirballen an. Hier meldete sich das Ehrengeleit aus Petersburg bei ihm und bestieg er den russischen Hofzug, der ihn an sein Ziel trägt.

Ueber die Reisepläne des Kronprinzen liegen folgende Mittheilungen vor: Köln, 14. Jan. Der Kronprinz und Prinz Eitel-Friedrich werden Ende Februar in Begleitung des Professors Glemen eine mehrmonatige Studienreise in die östlichen Mittelmeerländer antreten, die zunächst Ägypten und Palästina, dann Kleinasien, zuletzt Italien berühren soll. Die Reise wird in eigener Nacht erfolgen.

Deutscher Reichstag. Am Mittwoch wurde der von der früheren Zolltarifkommission gefasste Beschlusstext verlesen, die verbündeten Regierungen mögen erwägen, ob nicht durch Einführung verschiedener Zölle für Petroleum die Schaffung einer inländischen Petroleumraffinerie-Industrie geboten sei. Abg. Wurm (Soz.) bekämpfte den Antrag, bei dessen Durchführung für das ärmere Volk eine überaus schwere Belastung erwachsen würde. Abg. v. Heyl (nl.) empfahl die Annahme; das amerikanische Petroleum-Monopol müsse gebrochen werden. Nach einigen weiteren Bemerkungen wurde der Antrag mit 152 gegen 70 Stimmen angenommen. Es folgten die das Meistbegünstigungsverhältnis betreffenden Anträge. Staatssekretär Graf Posadowsky erklärte, daß er sich mit Rücksicht auf das Ausland nicht äußern könne, worauf die Sitzung abgebrochen wurde.

Deutscher Reichstag. Am Donnerstag wurde die Tags vorher abgebrochene Verathung der Beschlusstexte v. Heyl (nl.) und Speck (Str.) auf Lösung aller Meistbegünstigungsverträge mit anderen Ländern fortgesetzt. Abg. Bernstein (Soz.) wendete sich in mehrstündiger Rede gegen die Anträge, die einen Zollkrieg besonders mit Nordamerika herausbewirken würden. Und die deutsche Arbeiterbevölkerung hätte die Kriegskosten zu zahlen, denn Amerika führe hauptsächlich Waaren ein, die wir beziehen müßten. Abg. Graf Kanitz (konf.) sprach seine Verwunderung darüber aus, daß die bestehenden Tarifverträge nicht schon gekündigt worden seien. Weshalb zögere die Reichsregierung noch? Neben wie die des Herrn Bernstein würden den Hebermuth der Yankees nur noch mehr steigern. Amerika gegenüber könnten wir nicht fest genug auftreten. Ganz Europa müßte sich gegen diesen gemeinsamen Feind zusammenschließen. Ein deutsch-amerikanischer Tarifvertrag hätte auf der Grundlage voller Gegenseitigkeit zu beruhen. Staatssekretär Graf Posadowsky betonte, daß unser letztes Abkommen mit Amerika diesem keine neuen Zugeständnisse gemacht habe, wohl aber ertheilten wir solche, wie sie Frankreich zugestanden wurden. Ein Tarifvertrag wäre

das Beste für beide Theile. Abg. Semler (nl.) hielt die Anträge für zu weit gehend. Nachdem sich noch die Abg. Bachmide (fr. Berg.) und Beckh (fr. Bv.) geäußert, wurde die Weiterberatung auf Freitag verschoben.

In Oesterreich und in Ungarn beginnt nunmehr der parlamentarische Kampf um die neuen Ausgleichsvorlagen, die dem am 15. Januar wieder zusammengetretenen österreichischen Reichsrathe wie dem schon einige Tage vorher erneut verammelten ungarischen Abgeordnetenhaus jezt wohl zugegangen sind. Als gescheitert gelten wohl auch die neuesten Versuche zu einer Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen, nachdem die deutsch-tschechischen Vertrauensmännerkonferenz in Wien unterbreiteten Sprachentwürfe der tschechischen Regierung von den jüngst in Prag versammelt gewesenen tschechischen Reichsraths- und Landtagsabgeordneten verworfen worden sind.

Die Franzosen bereiten sich auf die weiteren Ereignisse in Marokko entsprechend vor. Zwei Bataillone der in Sidi Bel-Abdis (Westalgerien) stehenden Fremdenlegionen erhielten Befehl, sich für den Abgang an die marokkanische Grenze marschfertig zu machen.

Wirr und kraus laufen augenblicklich die Nachrichten über die Lage in Marokko durcheinander. Einerseits versichern offizielle Nachrichten aus Tanger, daß die Sache des Sultans Abdul Ais günstig stehe, daß er zahlreiche Verstärkungen seitens der noch kirchlich rebellischen gewesenen Zemmur-Kabyle erhalten habe u. s. w. Ferner erklären Meldungen aus Tanger, daß in dortiger Umgegend Alles ruhig sei, während es doch geheißen hatte, es seien bei Tanger Kapplensdämme in einen blutigen Kampf miteinander gerathen. Mittheilungen von anderen Seiten behaupten dagegen, daß die Sultansstruppen abermals eine empfindliche Niederlage durch die Rebellen erlitten hätten und daß sich der Sultan in größter Bedrängniß befinde. Es muß sich bald zeigen, ob die optimistische oder die pessimistische Nachrichten über Marokko die Lage richtig geschildert haben. Uebrigens meldet auch der spanische Gesandte in Marokko, Cologan, daß der Präsident bei Fez stehe, weshalb beschloffen worden sei, daß die Consuln und die Fremden Fez verlassen sollten.

Mr. Chamberlain will noch immer in Johannesburg. Jeden Tag hält er daselbst mindestens eine Rede. In Venezuela erwehrt sich Präsident Castro fortgesetzt mit Glück der Rebellen. Dieselben wurden neuerdings bei Cumoma wieder geschlagen.

China macht dem Auslande gegenüber neue Mächtigkeiten. Soeben hat es erklärt, unfähig zur Zahlung der Kriegsschuldigung auf der Goldbasis zu sein.

Von der Kronprinzessin von Sachsen

handeln auch heute wieder eine größere Anzahl von Nachrichten, die sich jedoch bei genauerem Zusehen gegenseitig aufheben, sobald nichts von ihnen übrig bleibt, was auf thatfächlichen Werth Anspruch erheben könnte. Während die aus Wien stammenden Nachrichten fortgesetzt dahin lauten, die Kronprinzessin werde nach Salzburg zurückkehren, im Elternhaus ihre Niederkunft abwarten und dann ein ihr vom Kaiser Franz Joseph zur Verfügung gestelltes Schloß in Böhmen, unweit der sächsischen Grenzen, zum dauernden Wohnsitz nehmen, bleiben die Genfer Mittheilungen dabei, daß von Rückkehr und Verlobung gar keine Rede sei, die Kronprinzessin betreibe nach wie vor mit allem Eifer ihre Eheführung, um sich, sobald ihr

Bunsch erreicht sei, mit Giron zu verheirathen. Da diese widersprechenden Nachrichten nun schon Tage lang fortgesetzt werden, so wird man zu der Annahme gedrängt, daß in Salzburg der Bunsch besteht, die Prinzessin möge zurückkehren, daß diese selbst aber dazu nicht geneigt ist. Die Rückkehr ins Elternhaus würde namentlich für das Schicksal des zu erwartenden Kindes der Kronprinzessin von Bedeutung sein. Am Dresdener Hofe glaubt man bekanntlich Beweise dafür zu besitzen, daß dieses Kind ein legitimer Sproß des Königshauses sei; man hält die Möglichkeit, daß Giron der Vater des Kindes sei, für ausgeschlossen, da dieser erst viel später in unerlaubte Beziehungen zu der Prinzessin trat. Ein Sproß des sächsischen Königshauses darf aber selbstverständlich nicht den Händen eines Giron anvertraut bleiben. — Der sächsische Kriminalinspektor Schwarz hat Genf auf Wunsch der Schweizer Behörden verlassen. Von Dresden aus wird amtlich mitgetheilt, daß dieser Polizeibeamte mit einem Haftbefehl gegen Giron oder die Kronprinzessin nicht versehen war. Ein derartiger Haftbefehl wäre in der Schweiz auch völlig wirkungslos gewesen. — Endlich sei noch mitgetheilt, daß die Zahl derer täglich wächst, welche den Befundungen hervorragender Gynaekologen und Nervenärzten beistimmen und der Meinung zuneigen, daß die Kronprinzessin ihren unseligen Schritt in einem Zustande nervöser Ueberreizung gethan hat und deshalb moralisch für denselben nicht verantwortlich gemacht werden kann.

Zu der Stimmung in Dresden schreiben die „Vz. N. N.“ Folgendes: In der vorigen Woche noch konnte die hiesige wöchentlich einmal erscheinende „Rundschau“, ein Sensationsblatt erster Klasse, ihre sogenannte Kronprinzenpaarnummer in einer Auflage von 60000 Exemplaren absetzen, in dieser Woche hingegen ist das Interesse an der Kronprinzessin-Affaire bereits so geschwunden, daß selbst die gestern erschienene billige Broschüre: „Die Wahrheit über die Flucht der Kronprinzessin von Sachsen“ trotz des vielversprechenden Titels und der großen Inserate in allen hiesigen Blättern kaum einen mäßigen Absatz findet. Man ist übersättigt. Die Lust am Skandal hat sich abgekühlt. Zudem steht absolut nichts Neues in dieser neuesten Broschüre, die aus der Feder eines sozialdemokratischen Schriftstellers stammt und in der Druckerei der „Sächs. Arbeiterzeitung“ hergestellt ist. Giron ist in aller Mund, sogar auf — Maskendällen zeigt er sich. Nur aus den Schaufenstern ist er verdrängt worden. Dafür hängen dort jetzt in Massen die Bilder der Kronprinzlichen Kinder. Den kleinen Prinzen bringt die Dresdener Bevölkerung die größte Sympathie entgegen. Mittwoch waren die beiden ältesten Söhne des Kronprinzen in Begleitung ihres Erziehers zum ersten Male seit der „Abreise“ ihrer Mama im Zoologischen Garten; Direktor Schöpf führte sie. Genf, 15. Jan. Am Dienstag Nachts traf von Dresden ein Kammerdiener bei der Kronprinzessin von Sachsen ein, der ihr zwei Koffer überbrachte, welche ihre Kleidungsstücke und ihre Wäsche enthielten. Ferner überbrachte er ihr ein Kästchen mit verschiedenen Schmuckgegenständen.

Polizeikommissar Schwarz stattete gestern vor seiner Abreise der Kronprinzessin einen Abschiedsbesuch ab, die ihn aus Liebe und Würdigung empfing und ihm für die Diskretion und den Takt, den er während seines hiesigen Aufenthalts bewiesen habe, dankte.

Am Mittwoch Vormittag begab sich die Kronprinzessin in das Hotel „Bergues“, wo sie mit ihrem Rechtsanwalt

2. Beilage zu Nr. 8 des Wochenblattes für Wilsdruff.

Vaterländisches.

Wilsdruff, 16. Januar 1903.

Fernsprechanhänge. Es wird darauf aufmerksam gemacht, daß Anmeldungen von neuen Fernsprechanhängen an bestehende Vermittlungsanstalten, welche im Frühjahrs-Bauabschnitt zur Ausführung kommen sollen, spätestens bis zum 15. Februar bei dem zuständigen Vermittlungsamte zu bewirken sind. Später eingehende Anmeldungen können nur ausnahmsweise und unter Umständen auch nur unter der Bedingung berücksichtigt werden, daß zur Deckung des Mehraufwandes ein entsprechender Kostenzuschuß entrichtet wird.

Wie man mit wenig Geld in der Spielhölle zu „Monaco“ ein hübsches Kapital gewinnen kann, zeigt nachstehender Fall, der allerdings nur wenigen Glücklichen beschrieben sein dürfte: Ein in besseren Verhältnissen lebender Privatist des Plauenschen Grundes wollte im vorigen Jahre auch einmal sein Glück in Monaco versuchen. — Gesagt — gethan! Mit 1000 Mk. Spielgeld in der Tasche und 300 Mk. für die Rückreise im event. Verliererfalle des Spielgeldes von 1000 Mk. zog der betreffende Herr los. Gewagt — gewonnen! Das Spiel begann — das Glück fiel dem Spieler zu. Nitterchen war erstaunt, als in einigen Tagen eine Anweisung von 8000 Mk., in wieder einigen Tagen eine weitere von 10000 Mk. durch die Post zur Auszahlung gelangte. Der glückliche Spieler ließ nach dieser Befriedigung seine Hände aus dem Spiele, hatte schon Monaco gesehen und die „arme Bank“ um 18000 Mk. erleichtert.

Reißen. Ein verunglücktes Wagniß hat einem hiesigen Einwohner das Leben gekostet. Ein Bewohner des Martinplatzes hatte, da sich der Innenriegel der Wohnungstür von selbst zugehoben hatte, wie schon mehrmals versucht, auf den Strümpfen über das Dach in seine Wohnung zu kommen. Dabei ist der Unglückliche, ein 64-jähriger Tagearbeiter, aus dem dritten Stock in den Hof hinabgestürzt. Er verstarb auf dem Wege nach dem Krankenhaus.

Dresden. Die neue Dresdner Vefehalle, die thatsächlich eine Sehenswürdigkeit der sächsischen Residenz bildet, erfreut sich trotz ihres erst kurzen Bestehens infolge ihres reichhaltigen Lehrstoffes und ihrer außerordentlich vornehmen Ausstattung und praktischen räumlichen Eintheilung recht guten Zuspruchs. An der Fertigstellung der großen, unentgeltlich zu benutzenden Volkstheaterhalle, die ebenfalls sehr gut ausgestattet wird, wird lebhaft gearbeitet, und man hofft, dieselbe im März der öffentlichen Benutzung übergeben zu können. — An dem neuen Post-

gebäude auf dem Postplatze, welches infolge seiner großen architektonischen Formen das ganze dortige Stadtbild sehr günstig beeinflusst, ist vor einigen Tagen mit den Abrüstungsarbeiten begonnen worden.

— **Dresden.** Aus Lehrerkreisen wird der „Dresdn. Ztg.“ folgendes Geschichtchen aus Kindermund als verbürgt mitgetheilt: „Nana, die Kronprinzessin ist wieder da!“ — „Woher weist Du denn das?“ — „Ja, in einem Buchbinderladen hing ihr Bild und darunter stand: Soeben wieder eingetroffen!“

— **r. Dresden.** In der letzten Zeit wurde wiederholt in der Presse betont, daß das Lachen am Dresdner Hofe verpönt sei. Inwieweit diese Mittheilung auf Wahrheit beruht, vermögen wir zur Zeit nicht zu beurtheilen, konstatiren können wir jedoch, daß der Vater unseres Königs Georg, der weise König Johann, das Lachen als nicht anstößig erachtete. Das geht klar und deutlich aus einer seiner Dichtungen hervor, die er „Lebensregeln“ betitelte. Diese Dichtung lautet:

Hast du mehr als einen Wein,
Wähle stets den rechten,
Aber kann's nicht anders sein,
Trinke auch den schlechten.

Lache, wo's zu Lachen giebt,
Weine, wo man weinet,
Streite, wo den Streit man liebt,
Scheine dem, der scheineth.

Kindern laßt ihr Kinderspiel,
Reichen ihre Schätze,
Schmollern ihren Fiedelstiel,
Narren Ehrenplätze.

Sehe And'rer Edelmuth
Hämisch nicht herunter,
Schiebe dem, der Böses thut,
Bessern Willen unter.

Was zu läbel ist es noch
Nicht auf unsrer Erden:
Wächten alle Menschen doch
Gut und glücklich werden!

Auf! nach lebt der alte Gott,
Brüder, seit zu Frieden,
Jedem werd' bis auf den Tod
Hier sein Raath beschieden.

Auf stoht an, laßt froh uns sein
Und mit Gott nicht rechten!
Habt Ihr keinen guten Wein,
Greift fröhlich nach dem schlechten.

Aus dieser Dichtung spricht kein gezwungener und gefnebelter Hofgeist, sondern eine sehr beachtenswerthe Lebenserfahrung.

— In der Nacht zum Dienstag entleibte sich der im

Freiberger Gerichtsgefängniß wegen Brandstiftung in Untersuchungshaft befindliche Privatist Richter aus Ragenberg. Derselbe ist beschuldigt, am 26. November v. J. die ehemals Fiedlersche Wirthschaft in Gohla angezündet zu haben.

— **Borna, 14. Jan.** Der 18jährige Contorist Buschmann, der Mitte September mit 6000 Mk. flüchtig geworden war, ist, nachdem er sich mittellos in 's Gravenhage der Polizei gestellt, gestern hierher gebracht und dem Amtsgericht zugeführt worden.

— Durch Beschluß der Königl. Bezirkschulinspektion zu Rochlitz wurde der in Rudelsdorf bei Waldheim geborene Fortbildungsschüler M. wegen schlechten Betragens aus der Fortbildungsschule ausgestoßen. Diejenigen Schüler, welche in der Ausweisung eine Vergünstigung erblicken, irren sich sehr, denn die Ausweisung hat die schwerwiegende Folge, daß sie nur als Soldat zweiter Klasse ihrer Militärpflicht genügen können.

— **Riesa.** Der mit etwa 9000 Zentner böhmischer Braunkohlen befrachtete Kahn des Schiffseigners Friedrich Müller aus Alten fuhr Dienstag Vormittag mit großer Gewalt auf eine der unterhalb Mühlbergs befindlichen, zur Zeit unter Wasser stehenden sogenannten Bühnen auf, wobei das Fahrzeug ein so starkes Loch erhielt, daß es in kurzer Zeit sammt Ladung in Grund ging. Die Schiffsmannschaft konnte sich rechtzeitig retten. Ladung und Fahrzeug sind versichert.

— **Mühlberg, 13. Januar.** Zwei Biedermänner haben sich hier gegenseitig denunzirt, ob mit Grund, kann dahingestellt bleiben. Der Arbeiter S. glaubte, daß ihm sein Nachbar L. zu einer Polizeistrafe verholken habe. Aus Rache erstattete er die Anzeige: „L. hat im Garten gestohlene Zuckerrüben verborgen!“ und die Polizei fand wirklich welche. Nun zeigte aber auch L. den Hausgenossen S. an, er habe ebenfalls gestohlene Rüben „verfrachtet“. Und richtig! Es stimmte auch hier. Natürlich ist die Sache in beiden Fällen bereits der Staatsanwaltschaft übergeben und beide sehen die Folgen der Denunzierung. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“

— **Leipzig.** Widerrechtliche Aneignung von Elektrizität brachte den früheren Restaurateur H. Stiebig vom „Rathskeller“ in Plauen bei Dresden auf die Anklagebank. St. wurde zur Last gelegt, daß er in den Jahren 1899—1901 an dem in seinem Stablisement aufgestellten Elektrizitätszähler eine Schraube gelockert, damit dieser einen geringeren Verbrauch anzeigte, und dadurch die Elektrizitäts-Aktiengesellschaft in Plauen bei Dresden um 2400 Mk. geschädigt habe. Wenn eine Revision des Zählers in Aussicht stand, hat St. die Schraube wieder angezogen. Das Landgericht

Dresden hatte St. wegen Betrugs zu 4 Monaten Gefängnis und 3000 M. Geldstrafe verurtheilt. Gegen dieses Urtheil legte der Angeklagte Revision beim Reichsgericht ein, welche unrichtige Gesetzesanwendung rügte und geltend machte, daß St. nicht auf den Zähler eingewirkt habe; wenn dieser falsch angezeigt, so sei er (der Zähler) nicht in Ordnung gewesen. In prozessualer Hinsicht wurde § 266a St.-B.-O. als verletzt bezeichnet, indem das Urtheil sich nicht darüber ausspreche, aus welchen Gründen die von der Verteidigung beantragten mildernden Umstände nicht angewandt sind. Der höchste Gerichtshof hat diesen Einwand der Revision für durchgreifend erachtet. Die tatsächlichen Feststellungen der Schuld des Angeklagten hat das Reichsgericht allerdings für einwandfrei angesehen. Das Urtheil wurde deshalb wegen des prozessualen Fehlers aufgehoben unter Aufrechterhaltung der Feststellungen, und die Sache insoweit an die Vorinstanz zurückverwiesen.

— Das Nachspiel zur Palmengarten-Katastrophe. Wie unsern Lesern noch erinnerlich sein dürfte, ereignete sich am 5. Oktober 1901 im Leipziger Palmengarten ein schweres Unglück. Als der große Saal des Stabblissements dicht besetzt war — Frä. Kiehl am Stadttheater sollte eben ihre Lieber erlösen lassen —, löste sich plötzlich ein zirka 3 Meter langes Stimmstück von der Decke ab und stürzte mit donnerähnlichem Krach mitten in den Zuschauerraum. Die Folgen der Katastrophe waren entsetzlich. Die 20 jährige Uhrmacherstochter Frieda Klauß aus Stettin blieb in Folge Schädelbruchs todt am Plage. Ferner erlitten die Gattin des Schuldirektors Steinkopf und die Tochter des Poststraths Widura am Bein bez. am Hinterkopf erhebliche Verletzungen. Die Staatsanwaltschaft beim Landgericht Leipzig leitete sofort die Untersuchung ein, um festzustellen, wen für den mangelhaften Bau der Decke des Saales die Schuld trifft. Die Recherchen haben über ein Jahr in Anspruch genommen, da es nothwendig war, die in alle Winde verstreuten Stuckateure usw., die seinerzeit an der Decke gearbeitet haben, zu vernehmen. Nunmehr ist die Untersuchung abgeschlossen und den an der Katastrophe Schuldigen ist die Anklage zugestellt worden. Es sind dies der Architekt Gustav Kiez-Düsseldorf, Stuckateur Karl Kienhöfer-Leipzig und Baugeschäftsinhaber Otto Hennig-Leipzig-Vollmarsdorf. Die Anklage lautet gegen alle drei auf fahrlässige Tödtung, fahrlässige Körperverletzung unter Außerachtlassung einer Gewerbspflicht, sowie zugleich Verletzung der allgemein anerkannten Regeln der Baukunst, Vergehen nach Paragraph 222,2, 230,2, und 330 des Reichs-Strafgesetzbuches.

— Auf dem Postamt in Annaberg wußte ein bisher noch nicht ermittelter junger Mann einen für ein Geschäftshaus bestimmten Werthbrief dadurch zu erlangen, daß er auf noch unaufgeklärte Weise in den Besitz des im Schließfach niedergelegten Dultungsformulars gelangte, dessen Unterschrift er fälschte. Das in dem Briefe ent-

haltene Werthpapier im Werthe von 2000 Mark verkaufte er an ein heftiges Bankgeschäft.

— In der letzten außerordentlichen Generalversammlung der gemeinsamen Ortskrankenkasse Zittau wurde der Antrag auf Einführung der Familienunterstützung genehmigt.

— Im zweiten Brückenbergschacht in Zwickau wurde der Bergarbeiter Weigelt aus Reinsdorf durch hereinbrechendes Gestein verschüttet und sofort getödtet. Ein Kamerad, der ihm Hilfe bringen wollte, wurde an Armen und Beinen schwer verletzt. Weigelt war verheirathet.

— Frohburg, 12. Jan. Die älteste Einwohnerin Frohburgs, Frau verw. Weigand, wird am nächsten Sonntag, 18. Januar, ihren 100. Geburtstag feiern. Die Greisin erfreut sich trotz ihres hohen Alters noch einer gewissen Rüstigkeit.

— Oberwiesenthal. An der obersten Klasse der Volksschule im böhmischen Gottesgab wurde das Schneeschuhlaufen eingeführt. Allwöchentlich finden unter Leitung des Klassenlehrers während der Turnstunden regelmäßige Uebungen statt.

— Papsleithen i. B., 13. Jan. Der beim Gutsbesitzer Popp im nahen Sorg bedienstete Knecht Konrad Schneider erhielt am Donnerstag den Auftrag, den Zuchtbullen aus dem Stalle zu führen. Das Thier wurde wild und drückte Schneider so heftig an das Thürgewände, daß dieser schwere innere Verletzungen erlitt und nach kaum einer Stunde starb. Die fünf Kinder Schneiders sind nunmehr, da die Mutter vor kurzem einem Herzschlage erlag, völlig verwaist.

— Gosselbaude. Daß auch in unseren Orte das Romantische immer mehr zur Geltung kommt, beweist folgender Vorfall, der jetzt in unserer Gegend das Tagesgespräch bildet: Das so herrlich am Bergesabhänge gelegene „Bergrestaurant“ wurde seit einiger Zeit von einem früheren Kellner des Dresdner Hotels „Stadt Gotha“ bewirtschaftet, der den Namen Kemter führte. Kemter war verheirathet und Vater einiger Kinder. Uns schien es, als ob die Frau das Regiment mehr führte, als der Ehegatte; aus welchem Grunde dies geschah, kann der Uneingeweihte allerdings schwer beurtheilen. Frau Kemter verstand aber auch das Geschäft aus dem ff und war besonders gut gelaunt, wenn der Freitag wahrte, der doch sonst im Allgemeinen als Unglückstag gilt. Doch bei Frau Kemter war dies nicht der Fall, denn Aberglauben schien bei ihr nicht die starke Seite zu sein. Ihr Ehemann war ein schlanker Herr mit schwarzem Schnurrbart, dessen Herz nicht nur für seine angehraute Frau, sondern auch für ein junges Mädchen, das in der Villa „Germania“ wohnte, schlug. Mit diesem Mädchen ist Kemter am vergangenen Mittwoch, also an keinem Unglückstage, durchgegangen. Der ungetreue Ehegatte hat nicht nur seine durchaus getreue Ehegattin und Kinder im Stich gelassen, sondern sogar noch 800 Mark baares Geld und seine

sämmtlichen Kleidungsgegenstände mitgenommen. Die letzte Thatsache bürgt dafür, daß er nicht an das Zurückkommen denkt. Wie wir hören, soll sich das Liebespärchen nach der Schweiz gewendet haben, die jetzt infolge der Flucht der Kronprinzessin der Presse so viel Stoff liefert. Die Schweiz ist Herrn Kemter übrigens bestens bekannt, weil er dort früher als Oberkellner thätig war. Mag diese Fluchtaffaire noch so romantisch sein, der Anspruch auf Originalität dürfte weder Kemter noch seine hübsche Geliebte erheben, denn sie haben das ausgeführt, was Andere ihnen bereits vor geraumer Zeit vorgemacht haben. Es ist also kein Original, sondern nur ein Nachdruckroman.

Letzte Nachrichten.

Leichenfund in einem Hotel. Im Innern des Hotels Landsberg in Köln, das gegenwärtig einer gründlichen Renovirung unterzogen wird, wurden, 40 Centimeter unter dem Boden liegend, zwei Skelette, ein männliches und ein weibliches, aufgefunden. Die Schädel derselben wiesen Schußwunden auf. Seit Jahren machte sich im Hotel ein starker Modergeruch bemerkbar, ohne daß die Ursache festzustellen möglich war. Die Staatsanwaltschaft hat sich der Sache angenommen. Es handelt sich um ein Verbrechen, das vor mindestens 25 Jahren ausgeführt worden ist.

Nürnberg. In einem Anfall von Geistesstörung erdroffelte der Mechaniker Eberlein seinen dreijährigen Knaben, schnitt sich dann Haupthaar, Bart und Augenbrauen ab und entfloh unter Zurücklassung eines seinen Selbstmord ankündigenden Zettels.

Venezuela. Castro bedroht die ausländischen Kaufleute mit Gewaltmaßregeln, wenn sie nicht auf die Zwangsanleihe Geld vorschießen. Hierüber liegt folgende Meldung vor: London, 15. Jan. Alle Venezolaner, die Geld haben, müssen, wie dem Laffan Bureau aus Port of Spain telegraphirt wird, Summen von 400 bis 160000 M. zu der Zwangsanleihe beitragen. Die Spitzen der Kaufmannschaft erklären, sie würden die Zahlung verweigern und lieber ins Gefängnis gehen, was, wie sie wissen, ihnen im Weigerungsfalle bevorsteht. Vierhunderttausend Mark sollen sofort eingetrieben werden. Man glaubt jedoch allgemein, daß der Schritt den Anfang innerer Unruhen allererstester Art bedeutet. Falls die Blockade nicht in wenigen Tagen aufgehoben wird, steht Caracas vor dem Verhungern. Andere Städte im Innern sind noch schlimmer daran in Bezug auf ihre Verpflegung.

Markt-Bericht.

Freitag, den 16. Januar 1903.

Am heutigen Markttag wurden 100 Stück Ferkel eingebracht. Preis pro Stück, je nach der Größe und Qualität, von 9 bis 15 Mark.



Gratisbeilage zum Wochenblatt für Wilsdruff und Umgegend.

Verlag von Moritz Berger, Wilsdruff.

2 III

Die Höllentalklamm, eine neuerschlossene Felschlucht der Alpen.

Unermüßlich arbeiten die großen Alpenvereine an der Erschließung der unzugänglichen Gebirgswelt. Können sich auf der einen Seite die wagemutigen Hochtouristen nicht genug darin tun, gerade auf unwegsamen Pfaden die höchsten Gipfel zu erklimmen, so sorgen andererseits die Vereine, daß auch minder bergfeste Menschen sich der grandiosen Naturschönheiten erfreuen können. So wird jetzt bereits seit zwei Jahren an der Erschließung der vom Sammersbach gebildeten sogenannten Höllentalklamm am Nordabfall der Zugspitze gearbeitet. Unsere beiden vorstehenden Reproduktionen geben ein anschauliches Bild von den gewaltigen Schwierig-

den Sommer das Höllental durchsteigt, wird sich voraussichtlich schon der grotesken Schönheiten seiner Klamm erfreuen können. Das Höllental, als nächster, dafür aber auch weitläufigster der drei Wege zur berühmten Zugspitze bekannt, führt seinen Namen nicht mit Unrecht. Nur die tüchtigsten Bergsteiger sollten den Aufstieg wagen. Eine kleine, eben so traurige wie bezeichnende Episode wird auch dem Laien die Gefahren dieses Weges veranschaulichen. Vor mehr denn einem Jahre stürzte hier der junge, hoffnungsvolle Sohn eines Berliner Lehrers ab.

Ogleich man nun genau die Stelle kennt, wo der Tote liegen muß, kann man doch nicht daran denken, die Leiche zu bergen, da der fühne Steiger jeden Augenblick gewärtig sein müßte, von niedergehenden Felsstücken getroffen und zerschmettert zu werden. Virgt schon das Tal solche Lücken, kann man sich leicht vergegenwärtigen, wessen man sich von der Klamm, die sich noch viele Meter tief am Grunde des Tales entlang zieht, zu versehen hat. Um so höher ist die Arbeit des Vereins zu veranschlagen, denn der Eindruck, den der Tourist gerade hier in der Klamm empfängt, ist ein überwältigender und ewig unvergesslicher. Umgeben von haus hohen, steil ansteigenden, oftmals gar überhängenden gigantischen Felsblöcken sieht er unter sich das mit dämonischer Gewalt dahinrasende Bergwasser, das keine Fesseln zu dulden scheint

können. Wie kläglich und erbärmlich nehmen sich dagegen die Hilfsmittel aus, die das winzige Menschenkind erfand und mit Aufbietung aller Kräfte herbeischaffte, um die Schauspiele



seiten, mit denen die Wackeren hier zu kämpfen haben. Der größte Teil der Arbeit ist bereits getan, nicht lange mehr, und der ganze Bau wird vollendet sein, und wer im kommen-

und sich seit Jahrtausenden sein Bett durch den Felsen gegraben. Das ist der rechte Ort, um den Nietenbaumeister Natur an seinen Werken und bei der Arbeit bewundern zu



aus der Nähe betrachten zu können. Nicht immer jedoch werden solche schwindelnden Wege nur des Vergnügens wegen geschaffen. Oft ist es ernste Arbeit, die sie ermöglichen sollen. Da es gewöhnlich nicht angängig ist, das Langholz des Hochgebirges in ganzen Stämmen zu Tal zu fördern, wird es am Schlag zu meterlangen Stücken zerschnitten und den reizend niederstürzenden Bächen anvertraut. Um hierbei nun Verstopfungs- und Ueberschwemmungsgefahren vorzubeugen, ist es notwendig, daß der Lauf des Holzes an engen und gewundenen Stellen kontrolliert wird, wozu vielfach die erbauten Wege durch die Klamm dienen müssen

Auf den Wogen des Lebens.

Von Louise Cammerer.

[2]

„**A**ß Sie Stierfechter waren, ja, Vicomte,“ ein leises Lächeln spielte um den halbgeöffneten Mund Düvals, die tödliche Verlegenheit des Vicomte ergöhte ihn sichtlich. „Zu Zeiten tut es gut, das eigene Ich, ohne fälschlichen Aufspuh einer gründlichen Beleuchtung zu unterziehen, sei es nur, um zu sehen, was von dem Edelmann und der Bedeutung seiner Pflichten des „Noblesse Oblige“, noch übrig ist.“

Seinen Stuhl näher an das Fenster rückend, blickte er eine Weile nachdentlich in das erdrückende Nebelmeer hinaus. Als er den Kopf wieder zurückwendete, war der gedankenvolle Ernst wie weggewischt aus seinen Zügen. Ein sorglos lächelnder, übermühtiger Ausdruck lag darauf.

„Sie wundern sich, weil ich mehr von Ihrer Vergangenheit weiß, als Ihnen lieb ist, Mericourt?“

Die Geschichte ist sehr einfach. Vor einigen Jahren bewarben Sie sich um eine Stellung, die viele Fähigkeiten und ein anständiges Gewissen, nebenbei auch bedeutende Geldmittel erforderte. Ich bekam den bestimmten Auftrag, mich eingehend über Ihre Persönlichkeit, Vorleben, hauptsächlich aber über Ihre mehrjährige Tätigkeit im Ausland zu informieren. Da man es damit sehr genau nahm, führte mich mein Weg über die Pyrenäen. In Barcelona erhielt ich die Beweise Ihrer abenteuerlichen Existenz als Torero. In Madrid von noch etwas weit Schlimmerem. Da es nicht in meiner Absicht lag, Sie in Ihrem Fortkommen zu schädigen, richtete ich meine Berichte danach ein. Man übertrug Ihnen die erbetene Stellung, die Sie bis zum neuen Regierungswechsel ausfüllten. Ich mache Ihnen die heutigen Mitteilungen einzig und allein aus dem Grunde, Sie erkennen zu lassen, welche einen verschwiegenen, willfährigen Freund Sie seither an mir besaßen!“

Dem Vicomte flimmerte es vor den Augen. Blut und Blässe wechselten auf seinen Wangen. Bei den letzten Worten Düvals atmete er, wie von einem schweren Alpdruck befreit, tief auf.

„Ich habe mich aus unwürdigen Verhältnissen zu befreien und mir eine achtungswürdige Position zu schaffen gewußt, wie mein hiesiger gesellschaftlicher Verkehr zur Genüge klar legt!“ gab er finster zur Antwort.

„Gewiß, man empfängt Sie hier und dort, raunt sich dies und das in die Ohren, ohne direkt persönlich zu werden, da es an positiven Beweisen Ihrer ehrenwürdigen Handlungen fehlt!“ entgegnete Düval trocken. „Wird erst der Ordenshandel ruckbar und dazu noch manches, was damit zusammenhängt, dana Adieu, Vicomte Mericourt, auf Nimmerwiedersehen! Allerorts fänden Sie verschlossene Türen!“

Im ohnmächtigen Zorngefühl nagte Mericourt an der Unterlippe und begnügte sich, seinem Peiniger einen giftigen Blick zuwerfen. „Als ob Sie selbst eines tadellosen Rufes sich erfreuten? Soeben beklagten Sie sich, daß man schmähliche Dienste von Ihnen verlangt.“

„Entwürdigende Dienste!“ verbesserte Düval rasch. „Erst kürzlich kam ich von einer Reise nach Deutschland zurück. Ziemlich erschüttert und unbefriedigt in meinen Leistungen. Man ist diesseits des Rheines

sehr vorsichtig, sehr zurückhaltend geworden, seitdem man verschiedene Male schlimme Erfahrungen mit Spionage gemacht. In Koblenz machte ich ganz zufällig die Bekanntschaft eines tüchtigen Ingenieurs und es gelang mir, mich mit ihm zu befreunden. Der Mann hatte eine kränkliche Frau und zahlreiche Kinder, steckte deshalb in argen Geldnöten. Ich half ihm mehrmals aus der Klemme. Als ich ihn gefügig genug glaubte, um ihn zu einigen Gegendiensten heranzuziehen, bekam die Behörde einen Wink. Nur mit Mühe entging ich polizeilichen Belästigungen. Nun habe ich die Geschichte satt. Ich ziehe einen Strich unter mein bisheriges Leben und suche im einfachen Sinne glücklich zu werden.“

„Ueberlegen Sie sich die Sache noch einmal, bevor Sie einen endgiltigen Entschluß fassen, Baron Düval,“ mahnte Mericourt nachdrücklich. „Madelaine ist ein schönes, lebhaftes Mädchen und nicht ohne Spirit, doch von niederer Herkunft. Sie erwidern mit dieser Heirat sich noch mehr. Kommen Sie mit mir! Ich habe für heute eine Einladung zu den Montmorencis, die schöne Louison wird Sie freundlich begrüßen, Düval!“

Die frischen Farben Düvals, der helle Blick war erloschen. „Sie verkehren bei Montmorencis?“ fragte er. Seine Stimme zitterte vor innerer Bewegung.

„Sehr häufig sogar, zu den engeren Familienzirkeln zieht man mich heran. Graf Montmorenci ist Klubpräsident und liebt es hier und da ein Spielchen zu machen. Wollen Sie mitkommen, Düval?“ Einen Augenblick lang stand Düval unschlüssig, schweratmend erwiderte er dann: „In einer Stunde stehe ich zu Ihrer Disposition!“

„Ist es Ihnen genehm, fahre ich nach Beendigung meiner Toilette vor, um Sie mitzunehmen, Düval!“

„Sehr verbunden für Ihre Liebenswürdigkeit, Vicomte!“

Die Herren trennten sich mit einer höflichen Verbeugung. Sobald sich Mericourt allein sah, widmete er sich seiner Toilette und zwar geschah dies mit einer Sorgfalt und Gründlichkeit, die einer eiligen, gefallsüchtigen Dame Ehre gemacht haben würde.

Nachdem er sein spärliches Haar künstlich gekräuselt und gescheitelt hatte, suchte er mit Beihilfe von Puder und Schminke den fahlen, welken Zügen Farben und Jugendlichkeit zu verleihen, steckte sodann eine kostbare Brillantnadel in das seine Ballettvorhemd, streifte einen wertvollen Solitär an die Hand und unterwarf hierauf sein Aeußeres vor dem deckenhohen Ankleidespiegel einer sorgfältigen Prüfung. Mit einem selbstzufriedenen Lächeln um den Mund verließ er seine Gemächer, befahl seinen Wagen und fuhr bei Düval vor.

Nach langer Fahrt durch prachtvolle Straßen und Plätze bog der Wagen in die Rue St. Honoree ein und machte vor einem imposanten Gebäude Halt, dessen sämtliche Fensterfronten hell erleuchtet waren.

„Erklären Sie mir doch, Mericourt, auf welche Weise Sie zu der Einladung kamen?“ fragte Düval flüsternd. „Die Montmorencis sind doch sonst gegen Persönlichkeiten von unklaren Antecedentien unnahbar. Man schämt es sich zur Ehre, dort empfangen zu werden!“

In Erwägung, daß die Dienerschaft vornehmer Häuser meist ein sehr scharfes Gehör und dieses immer da hat, wo es am wenigsten vermutet und gewünscht wird, verschmerzte der Vicomte den Ausfall auf seine

Vergangenheit und dämpfte gleichfalls die Stimme um einige Tonarten herab.

„Wir haben denselben Sachwalter, Graf Montmorenci und ich, und wurden uns dort vorgestellt. Meine Laufbahn als Torero kam mir zur weiteren Kultivierung dieser äußerst angenehmen Bekanntschaft sehr zu statten und hatte somit auch ihr Gutes. Vermöge meiner Kenntnis der spanischen Rechtspflege vermochte ich Montmorenci, der einen Rechtsstreit mit seinen dortigen Verwandten führt, manchen guten Rat zu erteilen. Unfre näheren Beziehungen waren die weitere Folge davon. Ueberdies möchte ich Sie bitten, Düval, oben in den Gesellschaftsräumen Ihre abwärts strebenden Neigungen und Ansichten nicht so offen auszusprechen, wie vorhin mir gegenüber. Wir würden uns beide unmöglich machen. Die Gräfin ist strengdeutend und sehr penibel in diesem Punkt. Eine Aristokratin bis zum letzten Blutstropfen, die das einfache Element schon in der Luft wittert!“

Beide Herren lachten und ließen von einem in dunklen Sammet gekleideten Diener sich treppaufwärts führen.

Die Treppen waren aus dunklem Marmor ausgeführt und mit kostbaren Teppichen belegt. In den tiefen Wandnischen des weiten Vorraums thronten auf erhöhtem Piedestal, von prächtigen Pflanzen überwölbt, die Büsten der berühmtesten Männer Frankreichs. In den oberen Räumlichkeiten stand ein Portier, der in die olivgrünen Farben des Hauses gekleidet war und den Gästen mit respektvoller Verbeugung die Flügelthüren weit öffnete. Die Herren befanden sich nun in einem hochgewölbten Saalbau, der von einem Kreise schöner Säulen getragen wurde und dessen Decke ein Meisterwerk der Bildhauerkunst darstellte. Die Wände wurden von Skulpturen und farbenprächtigen Gemälden nach Watteau geschmückt, wie überhaupt die ganze Einrichtung den Bopstil beibehielt. Auch die an den Saalbau angrenzenden kleineren, in Rundform gebauten Gemächer waren mit Geschmacksinn eingerichtet und hier für die Herrenwelt kleine Spieltische aufgestellt.

Die Elite des vornehmen Pariser Adels, Würdenträger des Staates und der Armee, Koryphäen der Gelehrten- und Kunstwelt, waren in diesen von süßen Wohlgerüchen durchdufteten Räumen vertreten und man begrüßte und unterhielt sich in jenem glatten, verbindlichen Gesellschaftston, der einen Grundzug des Franzosen bildet und jede nähere Vertraulichkeit abhält.

Gräfin Montmorenci repräsentierte mit vollendeter Weltbildung und begrüßte ihre Gäste mit zuvorkommender Höflichkeit, in des die Komtesse Louison, die Sonne des Hauses, die jüngere Herrenwelt an sich zog und die Huldigungen derselben mit der Grazie und Anmut der gebildeten Französin aufnahm.

Wie eine duftige, der Entfaltung sich neigende Rosenknope trat sie aus dem Kreise vollerblichter, südlischer Frauenschönheiten heraus, in Farbe und Form dem Auge ein entzündendes Bild bietend. Nur mittelgroß und von reizvoller Frauenschönheit, lag in ihren Bewegungen graziöse Anmut. Die feinen Züge des kinderleinen Angesichts waren ausdrucksvoll und geistig belebt. Blauschwarze Ringellockchen umkränzelten in üppigster Fülle die kleinen rosigen Ohren, den schöngeformten Kopf und schufen zu dem warmen Bronzeton der südlischen Hautfarbe

einen eigenartig fesselnden Reiz. Große flammende Augen mit glühendem Blick vervollständigten den Eindruck ihrer Gesamterscheinung. Komtesse Louison war auf allen Gebieten der modernen Bildung und des Kunstlebens heimisch und suchte ihr Wissen im Verkehr mit geistig hochstehenden Männern, durch anregende Konversation und Lektüre noch mehr zu vertiefen und zu vervollkommen. Stolz auf ihre vornehme Abkunft und die damit verbundene äußere Machtstellung, war sie doch keineswegs hochmütig im kleinsten Sinne. Schön und der eigenen Schönheit sich erfreuend, ließ sie nie von den Regungen niederer Gefallsucht sich leiten. Ein bezauberndes Lächeln auf den halbgeöffneten Lippen, widmete Louison sich der Unterhaltung eines älteren Herrn, eines Meisters der plastischen Bildhauerkunst, der aber im Salonleben äußerst scheu und unbeholfen sich zeigte und hier mehr als Statist denn als geistig belebendes Element figurierte.

Charles Verdier, den die Stadterhaltung mit den ehrenvollsten Aufträgen überhäufte, der in seiner Werkstatt ein Heros der Kunst war und Paris mit den herrlichsten Denkmälern schmückte, verabscheute den Gesellschaftstrubel und fühlte sich inmitten lebhafter, heiterer Menschen beunruhigt und fremd.

Aus ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, hatte er den Hungertod mehr als einmal an sich vorüberstreifen sehen und die bittere Lebensnot ihn vorzeitig alt, innerlich aber herb gemacht. Als er nach harten Kampfesjahren das Ziel seiner Träume erreichte, das Glück ihn mit seinen lichten Schwingen berührte, da fehlte es ihm an innerer Wärme, es voll und ganz in sich aufzunehmen.

Bei Montmorencis verkehrte er gern. Louison verstand es, ihn anzuregen, durch verständnisvolle, eingehende Fragen in seine Geisteswelt einzudringen oder auch auf taktvolle, zarte Weise ihn zu eigenen Mitteilungen zu bewegen. In ihrer Nähe verlor er viel von seiner herben Verschlossenheit, wurde er lebhaft und erzählte von seinen Plänen und Entwürfen.

„Die höchste Begeisterung für meine Kunst hat mir die ewige Stadt gebracht, Komtesse,“ sagte er mit einem Lächeln, das sein tiefstes Angesicht wunderbar verschönte. „Im Uebermaß erhabener Kunstgenüsse schwelgend, vergaß ich oft die Grundbedingungen meines Seins, vergaß auch Essen, Trinken und den Schlaf. Hier lernt man verstehen, daß die Menschen Geist von Gottes Geist, Kraft von seiner Kraft geschaffen sind.“

Das Köpfchen seitwärts geneigt, erhöhten Glanz im Auge, jeder Zug ihres Angesichts gespanntes Interesse verrätend, lauschte sie seinen beredten Worten.

„Welch eine Fülle menschlichen Geistes, Fleißes und Geschicklichkeit wurde dort aus allen Ländern in Jahrtausenden aufgehäuft,“ erwiderte Louison ernst. „Auch mich zieht es mit Allgewalt in die Wunderstadt der Künste. Ich habe Papa meinen Wunsch nahe gelegt, und er versprach mir, einen längeren Aufenthalt in Rom zu nehmen. Vielleicht wären auch Sie für den Plan zu gewinnen, Herr Professor, und hätten Lust, sich uns anzuschließen. Es müßte ein hoher Genuß sein, an Ihrer Seite die herrlichen Kunstschätze zu besichtigen, Ihr gereiftes, sachverständiges Urteil über hervorragende

Einzelwerke zu hören. Wir Laien haben immerhin nur ein begrenztes Kunstverständnis, wenn uns auch der Kunstsinne und die Bewunderung nicht fehlt, so fehlt doch das Künstlerauge, das die Mängel und Vorzüge eines Kunstwertes richtig zu beurteilen versteht.“

Das Hinzutreten Mericourts unterbrach vorerst ein weiteres Kunstgespräch.

„Gestatten Komtesse, Ihnen meinen Freund, Kapitän Düval, vorzustellen und Ihrer gütigen Gewogenheit zu empfehlen.“

Professor Verdier zog sich in die Gesellschaft zurück, indes Mericourt die Frau des Hauses begrüßte.

Louison und Düval standen sich Auge in Auge gegenüber. „Viele Zeit verfloß, seit wir uns nicht mehr gesehen, Baron Düval,“ sagte Louison mit vibrierender Stimme. Ihr dunkelglühendes Auge streifte ihn mit rätselhaftem Blick. „Haben Sie die schönen Tage von Trouville und unser Abschiedswort so ganz aus Ihrer Seele gestrichen, war Louison Montmorencis keines freundlichen Gedankens wert?“

„Louison!“ verhaltene Leidenschaft, tiefer Seelenschmerz zitterte durch den unterdrückten Ton. „Wie durste ich es wagen, mich zu nähern, den Blick zu Ihnen zu erheben. Ich, der nichts, auch gar nichts einzusehen hatte im Ringen um das höchste Erdenglück.“

Louison warf einen forschenden Blick auf ihre nächste Umgebung. Die älteren Herren hatten in die Spielzimmer sich begeben, die Garbedamen auf schwellenden, unter lauschigen Heden angebrachten Polstermöbeln zur Ruhe sich niedergelassen und die junge Welt konversierte und flirte ohne Zwang.

„In Trouville gaben Sie sich weit weniger verzagt und mutlos, Kapitän Düval,“ erwiderte sie, ihn mit einem ernsten Blick messend. „Der Mann, der mich mit starken Armen den Fluten entriß und vor dem Tod in den Wellen bewahrte, erwartete sich ein Anrecht auf mich und meine Familie. Wir verkehrten täglich als liebe Freunde, genossen in seelischer und geistiger Uebereinstimmung herrlich schöne Stunden, um zum Schluß mit einem flüchtigen Händedruck auseinander zu gehen.“ Ein Zucken lief um ihren rosiggeschwellten Mund.

Düvals Auge ruhte unverwandt auf ihrer vornehmen, schönen Erscheinung.

„Zwingende Gründe veranlaßten mich, alle Verbindungen abzubrechen und mich in einfach menschliche Verhältnisse einzuleben, Komtesse Montmorencis. Wenn ich heute, hier in diesen Räumen, erschien, geschah es in der Absicht, den heißesten Wunsch meines Herzens zu stillen. Noch einmal Ihr Bild meiner Seele einzuprägen, die Sonne zu sehen, bevor sie für immer aus meinem Leben scheidet. Sie sehen einen Schiffbrüchigen der Gesellschaft vor sich, Louison!“

Der Glanz der großen, flammenden Augen erblich. Die kleine Hand, die den kostbaren Spitzefächer spielend hin und her bewegte, zitterte leicht.

„Sie sprechen in Rätseln, Baron Düval! Seit wann kam Ihnen die Erkenntnis des eigenen Unwertes? Sie standen doch auf dem Punkte, befördert zu werden und hatten die günstigsten Aussichten auf eine Zukunft?“

„Mit meiner Zukunft ist's vorbei, Komtesse!“ Ich habe meinen Abschied erhalten und zur Zeit bin ich in der Geheimkanzlei der geographischen Abteilung als Kartograph untergekommen, aus der ich mich in Kürze freilich verabschiede!“

„Mit Lust und Liebe waren Sie Offizier. Hatten Sie persönliche Feinde, Kapitän, oder wäre die Verabschiedung im eigenen Verschulden zu suchen?“ fragte Louison leise. Tiefe Spannung verrieten ihre Worte. Der große, sprechende Blick ihrer Augen würde ihm die Lüge vom Antlitz gelesen haben.

„Ich wurde zur Seite gestellt, weil ich unüberlegt genug war, meinem Vorgesetzten im Dienst zu widersprechen, ihm die Unzulänglichkeit seiner militärischen Fähigkeiten vor die Augen zu führen,“ bekannte er freimütig, „andererseits wurden mir meine Schulden zum Vorwurf gemacht, die zu bezahlen ich leider außer Stande war!“

„Die Wahrheitsliebe ist Ihnen treu geblieben, wenn Ihre Lage nach außen hin sich auch verdunkelte, Raoul. Papa hat Sie lieb und ist einflußreich und großherzig! Auf meine Bitte wird er gern sein ganzes Ansehen gebrauchen, Ihnen dienlich zu sein. Nur keine weiteren Torheiten, Kapitän. Ich sehe, man vermisst mich. Auf baldiges Wiedersehen, mein Freund.“

Noch ein süßes Lächeln, ein heiser, bezauberndes Blick! Wie im Traum stand der Beglückte allein, um ihn her der Trubel wogenden Gesellschaftslebens. (Fortf. folgt.)



Ueber die Grenze.

Von S. Dalden.

(Schluß.)

„Weißt Du,“ sagte Wanda, „wer heute unter unsern Gärten ist, Marcus? — Stefan von Woglinsky!“

Er zuckte zusammen unter dem leisen Flüsterston dieses Namens.

„Sprich, Wanda! Was hast Du erfahren?“

Noch näher schmiegt sie sich an ihn, noch leiser klingt der Flüsterhauch ihres Mundes.

„Sie haben Eure Spur gefunden! Er sprach von Grašni-Gorodok! Von allen Seiten hat er das Wild umstellt, wie bei einem Kesseltreiben — aber er wird vergeblich suchen!“

„Er wird uns finden — aber nicht lebend! — Wanda, — Herzlieb — unser Traum war kurz — aber er war schön! Ich habe einen Schatten in Dein sonniges Leben getragen — wirst Du mir einst verzeihen können? — Des Mannes Augen senkten sich tief in die ihrigen.“

„Die Sonne — das Glück hast Du mir gegeben! Du sprichst von Tod und Sterben — ich aber, ich werde Euch dem Leben, der Freiheit zuführen!“

„Es giebt keinen Weg zur Freiheit mehr, mein tapferes Lieb!“

„Meinst Du? — Wie nun, wenn ich Jargomens Weg wüßte, den Pfad durch das Moor?“

„Wanda — — — Du! Du solltest das Geheimnis des Litauers kennen?“

„Ich tenne den Weg! Jargomen lehrte mich ihn finden. Von Kind an war er mein Freund! Wenn ein Wetter mich überraschte draußen im Feld, wie sicher und geborgen war ich da in dem ärmlichen kleinen Haus am Wald.“

Zimmer hatte er eine Ueberraschung für mich, einen seltenen Stein, den Zahn eines Wolfes, die Feder eines Spielhahns — un-

Allerlei aus Rom.

Plauderei unserer römischen Berichterstatter.

Rom! Welche Wünsche knüpfen sich nicht an jene drei unschuldigen Buchstaben des Alphabetes und wie viele hoffen und harren des Augenblickes resp. der Zeit, wo ihre Sehnsucht gestillt wird und es ihnen vergönnt ist, die heilige, ewige Stadt von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Und hat uns das launische Schicksal einmal das Glück in den Schoß geworfen und mit ihm alles erforderliche, was nun einmal zu einer Reise nach Italien unabwendbar ist, dann jubelt im Innern des Menschen und wonnetrunken schweift das Auge aus dem Fenster des rasender Eile dahinaufenden Zuges.

Die Campagna! Das Ideal und Ziel eines jeden Italien Bereisenden. Man mag wollen oder nicht — man muß schwärmen; der eine aus wahrer Begeisterung, der andre weil er sonst gegen den guten Ton verstößen würde. So ist es oft in vielen Dingen, so geht es auch manchem, der seinen Drang, Rom zu sehen, glücklich in der Lage ist, zu stillen, und seine Blicke über die weiten und öden, von der starren Glut der Sonne versengten Flächen, schweifen läßt. Gewaltig läßt er mitunter seiner Begeisterung die Zügel schießen und preist das Land des ewig lachenden Himmels in allen Nuancen, um plötzlich, — wie Licht und Schatten häufig wechseln — von einem Meer von Finsternis umgeben zu sein — man hat selbst die am Tage förmlich in Nacht gehüllte dunkle Bahnhofshalle Roms erreicht, die trotz des blauen Firmaments und Tageslichts zu spotten scheint.

Rom ist, nach berühmtem Ausspruch, nicht in einem Tage erbaut worden, das sieht man auf den ersten Blick, wenn man, hörbar aufatmend, die dunkle Halle verläßt. Sie bauen und buddeln nämlich heut noch daran, sowohl an den völlig vom Erdboden verschwundenen, wie an den vom Zahn der Zeit stark benagten als auch an neuen, herrlichen Bauten. Der Marmor ist billig, wenigstens in Italien, das ist kein falsches Empfinden, welches einem beim Erblicken jener prächtigen Paläste überkommt, das ist ein nur allzuwahres Gefühl, welches — hat man für einen verhältnismäßig billigen Preis ein auch noch so kleines Kunstwerk erstanden — sich allerdings nur bis zur Grenze aufrecht erhalten läßt, das aber, beim Ueberschreiten derselben, seine Spannkraft erheblich verliert und sich beim Entweichen des schweren Jochs, der darauf ruht, sich in ein doppelt und dreifach fühlbares Gegenteil verwandelt.

Wer Rom nur oberflächlich kennen lernen will, bedarf nicht nur der Wochen, der muß sich — ein ehrliches, wahres und hehres Empfinden für die göttliche Kunst natürlich vorausgesetzt — auf Monate gefaßt machen. Wer aber in Verkennung seiner Begabung — und die rechte, echte Kunst zu würdigen, ist zweifellos eine Gabe — oder aber nur der Welt gegenüber ein Kunstverständnis, das ihm gänzlich abgeht, heuchelnd — es gibt auch solche Menschen — seine Zeit in Rom totzuschlagen sucht, für den wäre es besser, die ewige Stadt oder er selbst hätte nie das Licht der Welt erblickt. Schade um ihn und vor allem um die Zeit. Er täte besser daran, in den heimischen Penaten zu bleiben, sich einschließen in seine Kammerate und Bäder oder, wenn er Muße und die nötige Geduld besitzt, auch inhaltreichere Schriften über die Kunst im Allgemeinen und die Roms im Besonderen oder auch Zeitungen — letztere liegen bekanntlich nie — kurz je nachdem er das Niveau seiner Bildungsstufen schraubt

— zu studieren, er lernte mehr daraus und bekäme eine reifere Auffassung, als eine augenscheinliche Besichtigung jemals ihm verschaffen könnte.

Eine der markantesten Sehenswürdigkeiten ist der Dom. Wie uns bei Allem, was die alten Griechen und Römer anbetrifft, ein eigenartiger Nimbus überfällt, so auch beim Betreten des heiligen Sankt Peter. Eine wunderbare Scheu überkommt uns, und den überwältigenden Eindruck vermittelt der Feder zu schildern, hieße, um auf die alten Griechen zu verweisen, Eulen nach Athen tragen. Rom und — abgesehen vom Papst — nicht die Peterskirche gesehen zu haben! *horribile dictu.* Um auf besagten Hammel, die Kunst, zurückzukommen, so scheint die Begeisterung für dieselbe, was die Inländer betrifft, wenn auch nicht auf den Gefrierpunkt, so doch wenige Grad über Null angelangt zu sein. Eine bei oberflächlicher Beurteilung vage erscheinende Behauptung, die jedoch, in Bezug auf die Villa Borghese, ihre Erhärtung findet. Hier auf diesem Fleckchen Erde hat alles dazu beigetragen, die Natur sowohl, wie Menschenhand, ein Kunstwerk zu schaffen, würdig Roms und seiner alten Tradition, und für diese unter dem Hammer befindliche herrliche Schöpfung des Kardinals Scipio Borghese bot die italienische Regierung bekanntlich 3 Millionen. Aber es giebt glücklicherweise im alten Italien noch immer Leute, welche die wahre Kunst zu schätzen wissen, und die Regierung hatte mit ihrem Gebot von drei Millionen die Rechnung ohne die Gläubiger, die einzigen Kunstkenner des fürstlichen Besitzes, gemacht.

Wenn auch Italien am meisten unter konstantem Ueberfluß an Geldmangel zu leiden hat, so dürfte es doch kaum angebracht sein, die Kunst dafür büßen zu lassen und sie so gering zu bewerten, und wenn man das Verhältnis der Regierung zu den Gläubigern oder statt dieser die beiden in betracht kommenden Summen 3:5½ Mill. setzt, so erhellt aus der nicht unbedeutenden Differenz die Quintessenz, daß letztere — ihre seinerzeitige Eigenschaft als Gläubiger in Ehren — *hony soit qui mal y pense* — eigentlich mehr Kunstverständnis besitzen müssen, als der Bieter.

Das Alte stirzt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen. Wir möchten diesen Ausspruch nicht auf das fortlaufend zu Tage geförderte „Alte“ angewendet haben, wie beispielsweise die neuerlichen Ausgrabungen am Forum romanum, sondern haben hier speziell etwas im Auge, welches erst kürzlich — nach alten berühmten Mustern — zu blühendem Leben aufgestanden ist, es ist dies die neue Badeanstalt in Rom, eine Nachbildung der klassischen Thermen. Reinlichkeit ist die Würze des Lebens und wenn auch mancher diesem wahren Worte — dieser in Unkenntnis der Sache, jener aus Prinzip — abhold gegenüber steht, so hält doch noch immerhin die Mehrheit diesen Grundsatz hoch und in Ehren. Daß uns die alten Römer in dieser Beziehung ein leuchtendes Vorbild waren, geht aus dieser Anlehnung an die ehemalige Einrichtung und Ausstattung der Bäder zur Genüge hervor. Wer einmal die Ausgrabungen in Pompeji Gelegenheit hatte zu beaugenscheinigen, und dabei die drei Thermengebäude besichtigte, welche speziell für die Kenntnis der inneren Einrichtung dieser Anlagen von großer Wichtigkeit geworden sind, der muß zweifellos zu der Ueberzeu-

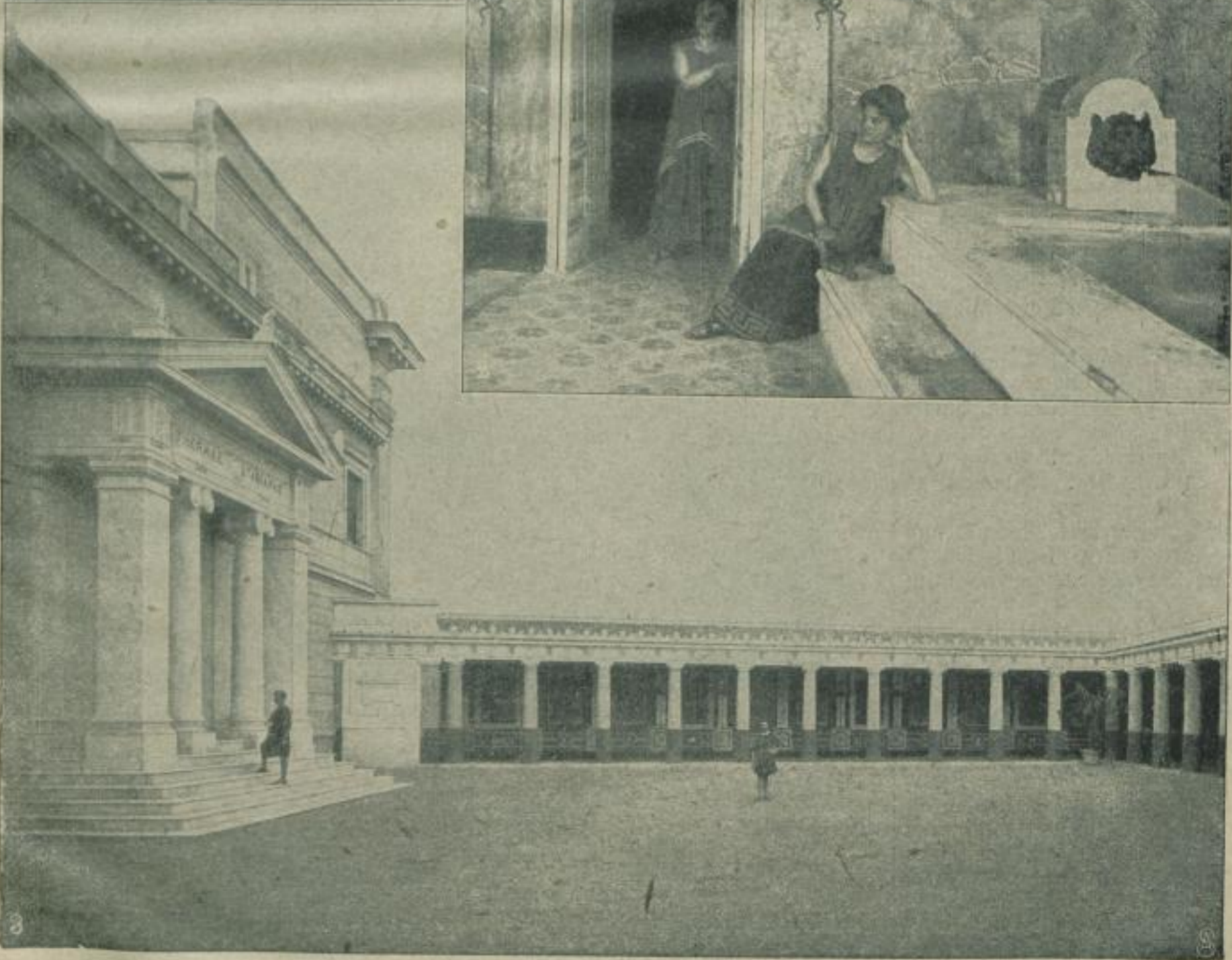
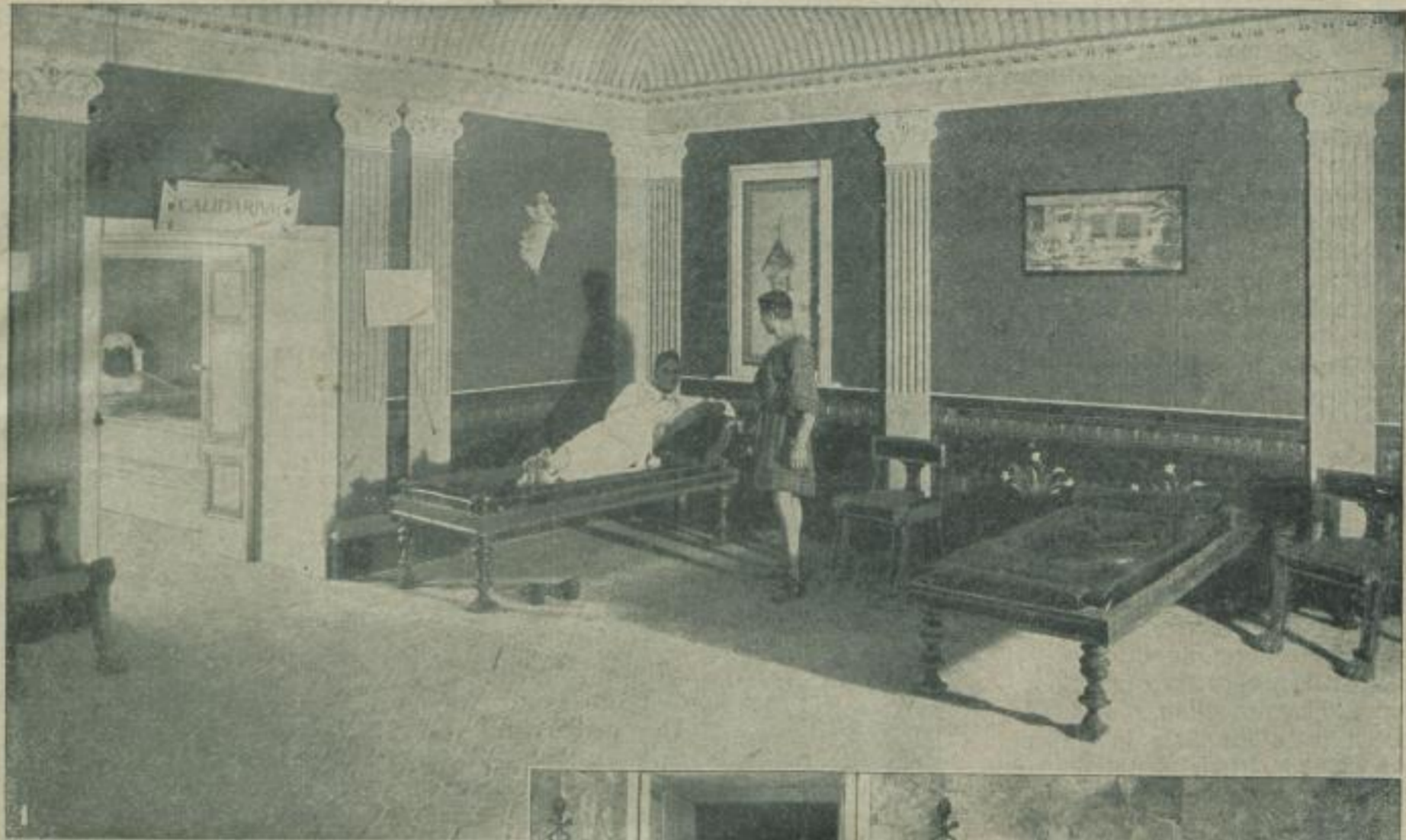
gung gelangen, daß uns die Alten, wenn man den gewaltigen Zeitunterschied in Berücksichtigung zieht, in mancher Beziehung doch erheblich über waren. Das Antike spricht stets an, und wer in der glücklichen Lage ist, recht viele Antiquitäten sein eigen zu nennen, dürfte damit ein besseres Geschäft erzielen, als mit unseren heutigen mo Doch sprechen wir davon nicht.

Unsere auf nebenstehender Seite befindliche Abbildung ist eine wohlgelungene Wiedergabe des Bades, und die innere Einrichtung der Neuzeit entsprechend und jeden Ansprüchen und Bedürfnissen in weitgehendstem Maße Rechnung tragend. Unser obiges Bild veranschaulicht das Tepidarium, d. h. den Raum für die lauwarmen Luftbäder, während unser zweites, mittleres Bild denjenigen der heißen Bäder darstellt. Die Schlussansicht gibt uns ein Bild des Hofes mit rings umlaufender Säulenhalle, während linker Hand sich der Haupteingang zu den Thermen befindet.

Das Tepidarium, dessen frühere Bestimmung sich allerdings nicht genau ermitteln läßt, das aber sowohl zum Baden im lauwarmen Wasser, wie zur Vorbereitung auf die höhere Temperatur des folgenden Raumes, wie auch zum Einsalben des Körpers gedient haben mag, ist ein Raum von mäßig trockener Wärme, während sich in dem Caldarium das eigentliche Schwigbad, wie das heiße Wasserbad befand. An den Wänden herum liefen amphitheatralisch angeordnete Bänke, um den Badenden die Wahl zwischen der höheren Temperatur des oberen Zimmers und der mäßigeren des unteren Raumes zu gestatten. Außerdem enthielt das Caldarium noch ein Bassin mit kaltem Wasser, welches man nach Beendigung der Badeprozedur benutzte.

Die sogenannten Thermen leiten ihren Namen ab von den früheren einfachen kalten wie warmen Bädern, die anscheinend Unternehmungen von Privatpersonen waren. Mit diesen Bädern waren gleichzeitig weitläufige Anlagen verbunden, welche zu Leibesübungen, zur Unterhaltung, zu Spaziergängen, ja selbst zu wissenschaftlichen Vorträgen dienten und die, was architektonische Ausschmückung betrifft, einen immensen Luxus entfalteten. Die ersten derartigen Anlagen dürften auf das Konto des Kaisers Augustus zu sehen sein, welcher die Anstalt dem Volk zur unentgeltlichen Benutzung zur Verfügung stellte. Auch Titus, Trajan und vor Allem Caracalla fügten späterhin weitere dazu und die unter Diocletian errichteten bildeten wahre Meisterwerke.

Wenn man auch den alten Römern nach alledem keinen Mangel an Reinlichkeit vorzuwerfen vermag, wenigstens nicht bei oberflächlicher Betrachtung, so trat doch bald nach Einrichtung der Thermen ein Uebelstand zutage, der sich auf Kosten der eigentlichen Bestimmung der Bäder in übertriebenen Luxus und Hintansetzung des eigentlichen Zweckes bemerkbar machte. Die Thermen glichen nach und nach mehr einem Vergnügungsort, und wenn man auch Bäder allerdings nicht gerade zu den Trauerspielen des Lebens zu rechnen braucht, sondern ihre Institution als eine Wohlthat des menschlichen Leibes und persönlichen Wohlbefindens betrachtet, so braucht man doch immerhin nicht das aus ihnen zu machen, was die „Alten“ taten: nämlich ein Vergnügungsort. Ja, ja, die alten Römer! — i.



Die neue Badeanstalt in Rom, eine Nachbildung der klassischen Thermen.

1. Lepidarium (Raum für warme Luftbäder). 2. Calidarium (Raum für heiße Bäder). 3. Hof mit Säulenhalle; links der Haupteingang zu den Thermen.

nütze Dinge und doch so kostbar für ein Kinderherz! —

Als der Typhus im Dorf wütete, lag Jargomen hilflos und verlassen! — Heimlich brachte ich ihm stärkenden Wein und manchen guten Bissen unsrer Tafel, bis er genesen war! — Ich war kaum fünfzehn Jahre alt dazumal, da ging ich zum erstenmal mit ihm durch die Balkus.

Auf jedes Merkmal lehrte er mich achten, bis ich ihn selbst zu finden vermochte, den gefährlichen Weg über die schlammige Tiefe. — Niemand, selbst mein Vater nicht, weiß darum — nur ich allein! — Was ich bisher als tollkühnes Wagnis unternommen, wird morgen Deine und Deiner Freunde Rettung sein! —

„Wanda — Du selbst wolltest uns führen? — Weißt Du auch, daß dann Dein Leben auf dem Spiel steht mit dem unsrigen gemeinsam? —“

„Ich weiß es, Geliebter! Sobald der morgende Tag im Osten dämmeret, haltet Euch bereit! Dicht hinter Jargomens Haus beginnt der Wald, dort erwarte ich Dich und die andern! Die Sache ist ohne jede Gefahr, in kaum einer Stunde seid Ihr über die Grenze und auf deutschem Boden! —“

Sie spricht so ruhig, ohne Erregung, wie von einem wohldurchdachten Plan.

Marcus Leon legte den Arm in heißer Zärtlichkeit um Wandas leichte Gestalt.

„Du mußt gehen; man könnte mich vermissen! — Oder nein ach bleibe noch! Küsse mich — Marcus — küsse mich! Sag' es mir noch einmal, daß Du mich liebtest, daß Du mich immer lieben wirst . . .“

„Ich soll Dir sagen, daß ich Dich liebe! Gibt es Worte dafür? — Du fragst, ob ich Dich immer lieben werde — Wanda! Mit allem Schönen, was die Erde bietet, möchte ich Dich umgeben! Alle ihre Schätze möchte ich sammeln, um sie nieder zu legen zu Deinen Füßen! — Ich soll Dir sagen, daß ich Dich liebe! — Wanda — mein Kleinod — ich bete Dich an! —“

Ja, er betet sie an — die Worte sind kein leerer Schall! —

O Welt, wie bist Du so schön! — O Leben — o Jugend, wie reich bist Du im Glanz einer Liebe — einer so vertrauenden, hingebenden Liebe! —

„Lebe wohl! Auf morgen!“ —

In ihrem dunklen Blick schimmert es feucht, aber sie lächelt.

„Auf morgen!“ wiederholt Marcus, und sein Blick folgt ihrer hellen Gestalt, bis sie im Lichtkreis der Terrasse verschwunden ist.

Ein Teil der Gäste ist abgereist, unter ihnen Stefan von Woglinstky. Die Mehrzahl aber weilt noch auf Schloß Gardaiten, um der morgen stattfindenden Treibjagd beizuwohnen.

Man hat den Morgen verschlafen nach dem Festjubiläum der vergangenen Nacht.

Nur wenige sind zum Gabelfrühstück im Speisesaal erschienen. Frisch und rüstig wie immer nimmt hier der Hausherr den Morgenruß entgegen, und hebt leuchtend es zärtlich auf in seinen hellen Greisenäugen. — Wanda hat den Saal betreten.

„Guten Morgen, Vater!“

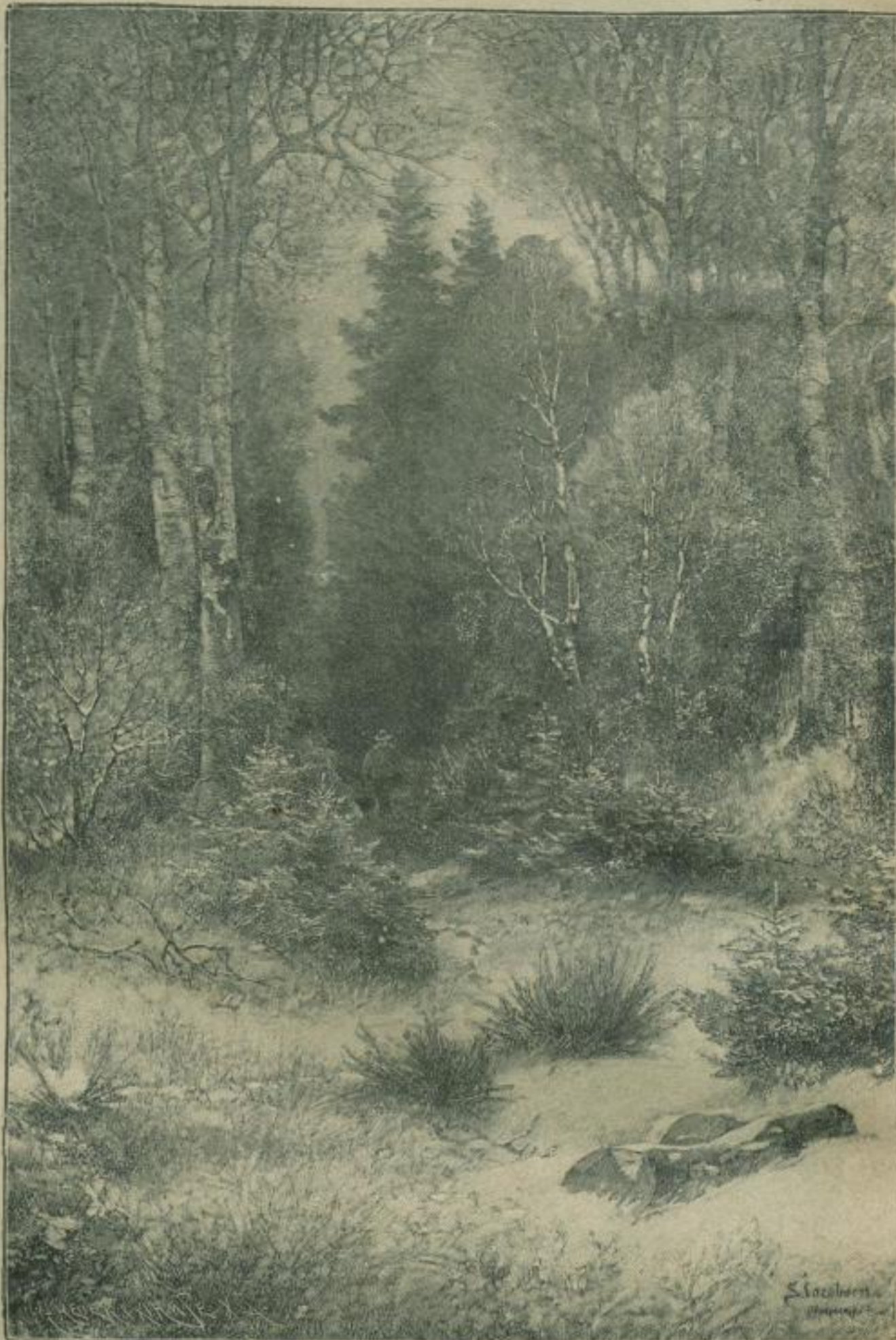
Schön, wie der junge Tag, der sonnen-glänzend zu den geöffneten Fenstern hereinkommt, steht Wanda unter den Gästen. Ihre Wangen sind gerötet von der frischen Herbstluft, und ihre leuchtenden Augen verraten nicht die durchtanzte Nacht. Einen Strauß rotes Waldlaub trägt sie im Gürtel des grünen Lobenkostüms, alles an ihr atmet Frische und Jugendkraft.

„Ich war im Wald, Papa! Der Morgen ist köstlich! Ihr werdet morgen einen herrlichen Jagdtag haben!“

„Wie schade, daß Du eine Komtesse bist, Wanda! Du hättest einen prachtvollen Jungen abgegeben!“ und Graf Stonitoff küßt

wenn man voll Ungebuld das Rücken des Reigers verfolgt!“ — Wanda hatte sich dem Nachmittagsritt nicht angeschlossen.

Sie liegt auf der Chaiselongue ihres rosig durchdämmerten Boudoirs, aber der ersehnte Schlummer stellt sich nicht ein.



Nach dem Gemälde von E. Jacobson. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Winterseufzer.

Der Himmel ist so hell und blau,
O wäre die Erde grün!
Der Wind ist scharf, o wär er laut!
Es schimmert der Schnee, o wär es Thau!
O wäre die Erde grün! v. Platen.

zärtlich die blühende Wange seines Kindes. — „Lieber . . . lieber Vater!“ Sie schlingt die Arme um seinen Hals, ein schluchzender Laut hebt ihre Brust.

. . . „Wanda — Seelchen! Gar Tränen! Was ist?“

„Nichts! — Glückselig bin ich, namenlos glücklich!“ flüstert sie leise zu ihm auf.

Wie langsam verrinnen die Stunden,

immer steht sie es vor sich das weite, un-absehbare litauische Moor! Wie nun, wenn Stefan von Woglinstky schon seine Maßregeln getroffen, wenn schon diese Nacht die Moorseite durch Grenzwächter geschlossen wäre?“

Der Gedanke macht ihr Herz fieberhaft pochen, mit einem ungeduldigen Laut springt sie auf.

„Befehlen, Komtesse?“ fragt die Jose, unter die Portiere tretend.

„Wie spät haben wir, Maruscha?“

„Ein Viertel nach sieben Uhr, Komtesse!“

„Gut! Bringe mir das gelbe Kleid mit den Spitzen. Flint, Maruscha! In einer Viertelstunde muß ich fertig sein!“

Mit einem Seufzer nimmt sie vor dem Toiletentisch Platz. Flint und geschickt löst die Jose das reiche Haar.

„Nicht den griechischen Knoten, Maruscha! Winde mir die Zöpfe möglichst glatt um den Kopf! So! Das hast Du gut gemacht! — Da nimm!“ und sie greift nach einem der blihenden Armreifen und reicht das Schmuckstück der Erstaunten.

„Gnädige Komtesse sind so gütig!“

„Weil ich glücklich bin, Maruscha! Sag, hast Du noch immer Deinen Schatz in Grasni-Gorodok?“

Ueber das hübsche Gesicht des Zöfchens gleitet ein strahlendes Lächeln. „Ja, gnädige Komtesse! Und zum Frühling wollen wir Hochzeit machen!“

„Zum Frühling!“ wiederholt Wanda halbblau, und ihr sinnender Blick bleibt auf ihrem Spiegelbild haften.

„Halte mir die Reitstiefel parat, Maruscha, ich mache morgen sehr zeitig einen Ritt. Die Reithosen und das schwarze Beinbleid! Und dann gehe schlafen, ich brauche Dich nicht mehr heut' abend!“

„Sehr wohl, Komtesse!“

Wanda ist allein.

Das weiche Halblicht des sinkenden Tages füllt den schönen Raum.

Sie tritt an das Fenster.

Ueber dem dunklen Part leuchtet der erste Stern, und dort bleibt ihr Auge haften.

Ihre Hände schließen sich ineinander und jetzt sinkt sie in die Knie und preßt den Kopf in die verschlungenen Hände.

„Hilf Du mir, Gott Vater, daß ich ihn und die anderen errette — durch Deine Hülfe!“ So betet Wanda.

Langsam erhebt sie sich. Die fieberhafte Unruhe ist von ihr gewichen.

Mut und Zuversicht machen ihren Schritt fest und elastisch, während sie sich jetzt in das untere Stockwerk begiebt, sich in den frohlichen Kreis der Ihrigen zu gesellen. —

In Schloß Garbalken sind die Lichter erloschen!

Ein rötlicher Schein begrenzt den östlichen Horizont — der kommende Tag erwacht! Schweigend steht der Wald. Noch stört kein Laut, kein Vogelton das Schweigen der Nacht!

Unabsehbar dehnt sich das Moor! Eine einzige dunkle Fläche, die von keinem Baum, von keinem Strauch unterbrochen wird.

Nur von mattgrünem, fast grauem Heidekraut ist der Boden bedeckt.

In unregelmäßigen Flächen, in geraden oder krummen Streifen, oft nicht breiter, als ein Feldrain, zieht es sich über die bodenlose Tiefe der Ballus.

Aus dem Unterholz, das die Moorseite umgrenzt, treten vier Männer.

Alle vier tragen den russischen Reitermantel, die breitrandige russische Mütze.

Rüßl weht die herbe Morgenluft ihnen entgegen, flatternd weht der Mantel des einen auseinander.

„Hülle Dich fester ein, Wanda! — Selbst Dein Geliebter könnte Deine holde Gestalt schwerlich in diesen Stoffen erkennen!“

„Ich glaub' es wohl! — Aber wir sind zur Stelle! — Hier beginnt der Weg!“

Sie steht hart am Rand der Ballus, den Blick aufmerksam auf den Boden gefesselt.

„Der Weg?“ — wiederholen die anderen.

„Wo ist ein Weg?“

„Ihr seht ihn nicht! — Dort, wo die Heidekrautbüsche sich flach über den Boden legen, da ist das Verderben — der sichere Tod, wo sich aber die kurzen Stengel aufrichten, ist festes Land, ist der Pfad, der an das jenseitige Ufer führt! Haltet Euch genau hinter mir, einer dem anderen folgend! — Und nun mit Gott!“

Ein kühner Sprung trägt sie auf eine der mattgrünen Heidekrautflächen, die anderen folgen.

Rechts, nicht links schauen sie sich um auf der kühnen Wanderung und festen, elastischen Schrittes geht Wanda voran, mit kundigem Blick den altgewohnten Pfad verfolgend.

Ferner und ferner rückt der russische Boden, mehr und mehr weicht die graue Dämmerung dem rosigen Morgenlicht.

Rein Wort wird gesprochen.

Nur manchmal wendet Wanda den Kopf und ihr schönes Auge senkt sich voll Zärtlichkeit in die des hinter ihr Schreitenden.

Die Sprache der Liebe bedarf ja der Worte nicht!

Näher und näher rücken die Baumgruppen der polnischen Waldungen, der Grenze, noch wenige hundert Schritt und fester Boden wird unter ihren Füßen sein.

Einmal bleibt Wanda stehen, und stößt ihren Stock suchend in den Boden, er gibt wankend nach.

„Wagt ihr den Sprung zu jenem Erlengebüsch?“

„Gewiß, Gräfin!“ kringt es zurück, nur Marcus schweigt.

„So lebt wohl! Dort schon ist festes Land — freies Land! — Seid glücklich!“

„Leben Sie wohl, Gräfin! Alles Glück des Himmels auf ihr Haupt!“

Die jungen Männer führen ihre Hand an die Lippen, dann gewinnt einer nach dem Andern das rettende Ufer.

„Und Du, Wanda?“ — fragt jetzt Marcus Leon.

„Ich bleibe hier!“

„Du wolltest noch einmal den Weg gehen über die graufige Tiefe und allein? — Wanda — Geliebte — Du gehörst zu mir!“

„Ich gehöre Dir! — Aber ich darf Dir heut noch nicht folgen — ich kann nicht solches Leid bringen über meinen Vater! Nein, Marcus, mach mich nicht weich, nicht abwendig meiner Pflicht!“

Gründe Dir im neuen Land eine Heimat — ein Haus, in das Du mich führen kannst, und dann komme zu meinem Vater! — Wann Du auch kommst — ich werde auf Dich warten! Und nun — Leb' wohl!“

„Wanda!“ — Eine Welt von Innigkeit durchbebt das Wort.

„Der Tag bricht an — und die Gefahr! Wir müssen scheiden!“

Die süße Stimme des Mädchens kringt heiser und tonlos.

Langsam, zögernd giebt er sie frei. „Gott schütze Dich — auf Wiedersehen!“

Sie sieht noch, wie er festen Boden gewinnt, wie er grüßend und winkend die Hand hebt, dann wendet sie sich, um eilenden Schrittes den Rückweg zu suchen.

Noch liegt ein leichter Nebel über der Sonne!

Aber die Vögel des Waldes sind schon erwacht und trillern und jubilieren ihr Frühkonzert.

Ein früher Reif liegt auf den herbstlichen Stränchern der Schonung, durch die Wanda flüchtigen Fußes dahin eilt. Das

Moor liegt hinter ihr, das kühne Wagnis ist ihr geglückt — der Geliebte — die Freunde sind in Sicherheit.

Ihr Ziel ist Zargomens Hütte, dort, wo sie vor Stunden das Reitkleid mit dem Mantel vertauscht hat.

Jetzt bleibt sie plötzlich stehen.

Raschelte dort nicht ein flüchtiger Tritt im Unterholz? —

Von neuem eilt sie vorwärts.

Da lähmt ihr ein lautes „Halt“ den elastischen Schritt.

Wer ruft ihr ein Halt auf heimatlichem Grund und Boden zu? —

Ihre Wangen färbt Zornesglut, während sie hastig weiter eilt.

Noch einmal tönt ihr das kurze Wort nach, sie achtet es nicht.

Vor ihr liegt die Waldhütte, die sie erreichen muß, da tracht ein Schuß und wieder einer und jetzt . . .

„Marcus!“ — zitternd verhallt das Wort einem Schrei vergleichbar —!

Lang hingestreckt liegt Wanda Stonkoff auf dem bunten Herbstlaub, das rings den Boden deckt. — — — — —

Höher steigt die Sonne!

Wie Tränen funkelt der Tau auf Gras und Laub.

„Da liegt er gnädiger Herr! — Tot oder lebend — er ist unser!“

Hinter der hünenhaften Gestalt eines Grenzwächters eilt Stefan von Woglinöky den schmalen Pfad hinab.

Ja, dort liegt er, der Gefürchtete, Gesuchte, auf dessen Kopf die Regierung Tausende gesetzt hat.

Ein Zipfel des Mantels hat sich im Fall über das Gesicht geschlagen, und die leichte Mütze ist ihm vom Kopf geflogen.

Der Grenzwächter hebt sie auf.

„Richte ihn auf, Petrik! — Sieh zu, ob er schon hinüber ist!“

Der Beamte kommt dem Befehl nach.

Er nimmt das Manteltuch von dem Gesicht der stillen Gestalt.

„Ein Weib Das ist“

Der Beamte verstummt. So rauh sieht er sich zurückgerissen. „Geh — — — so Dir Dein Leben lieb ist, hole die anderen — hole Hilfe“ befiehlt die heisere Stimme des jungen Gouverneurs.

Durch die schwarzgrünen ersten Tannen fallen goldige Sonnenlichter, fern schlägt ein Waldspecht gegen harte Rinde — sonst Stille ringsum und Todeschweigen. Stefan von Woglinöky kniet an der Erde.

Behutsam öffnet er den Mantel, er lodert den Kragen des knappen Reitgewandes.

Hebt nicht ein Atemzug ihre Brust? — Deffnet nicht ein leiser Hauch die eben noch fest geschlossenen Lippen? —

„Wanda!“ —

Hat sie den Ruf vernommen? Langsam, langsam heben sich ihre Lider.

„Wanda!“ —

Die wunderschönen dunklen Augen verlieren den starren Ausdruck, ein Lächeln — ein holdes, zärtliches Lächeln umbebt ihren Mund.

„Marcus! — mein Liebster!“ —

Wie ein Hauch verflingt das Wort. Eintiefer Atemzug hebt zuckend die schlankte Gestalt — halb schließen sich die Lider über dem brechenden Auge, aber das Lächeln, das sonige, bleibt auf dem weißen, stillen Gesichtchen! —

„Wanda!“ — sagt Stefan von Woglinöky noch einmal.

Aber die starren Lider heben sich nicht mehr, der holde Mund bleibt stumm. —

Fern — Fern ertönt noch immer das Klopfen des Wildspechts. —

Hauswirtschaftliches

Schnell zu bereiten: Gemelpasteten. Kleine längliche Brötchen reibt man ab, schneidet oben eine flache Scheibe herunter, höhlt die Brötchen behutsam aus und legt sie einen Augenblick in Milch; doch dürfen sie ja nicht zu weich werden. Indes wiegt man Fleisch- und Schinkenreste nebst etwas Lustspeck, Schnittlauch und Petersilie sehr fein, vermischt dies mit einem Eßlöffel schaumig gerührter Butter, einem Löffel Rotwein, einem Ei, einem Eßlöffel Bouillon aus Fleisch-extrakt, sowie Salz, Pfeffer und Mus-katblüte und rührt alles über dem Feuer heiß. Man füllt die Farce in die Brötchen, bindet den Deckel, der ebenfalls einen Augenblick eingeweicht wurde, auf, wendet die Brötchen in der abgeriebenen Rinde und bäckt sie dann in Fett goldbraun. Außer mit dieser Farce lassen sich die Pasteten auch mit Kalbsbraten, Geflügel oder Fischfarce füllen, auch kann man sie mit einem beliebigen Ragout füllen, das aus Ueberresten von Pilzen, auch nur aus Eiern bereitet wurde; ebenso aus Pöselzunge, eingelegtem Hummer und dergleichen ein Frilassee herstellen; genug, sie nach Geschmack und Be-lieben in den verschiedensten Varia-tionen aufzuziehen.

Glühwein. Die fein abgeriebene Schale von einer Citrone, 8 Gramm ganzen Zimmt und 8 bis 10 Nelken kocht man mit einem halben Liter Wasser langsam klar, gibt 2 Flaschen Rotwein und ein Pfund in Stücke geschlagenen Zucker dazu und stellt in einem fest schließenden Geschirre diese Mischung so lange in kochendes Wasser, bis sie den Siedegrad erreicht hat, worauf dieselbe in Gläsern zur Tafel gegeben wird.

Alle Regenschirme zu verwenden. Die gut erhaltenen Teile der seidenen Schirmüberzüge verwende man zum Vorsetzen des Aermelfutters oder zum Abfüttern von Hüten, ja selbst zu Vorstoß als Besatz. Die Drahtstäbe lasse man vom Schlosser für geringes Entgelt an beiden Enden spitz anfeilen, das giebt die schönsten, langen Nadeln zum Stricken von Tüchern, Röcken usw., wie man sie in kleinen Orten nur schwer erhält.

Gesundheitspflege.

Kochen der Eier für Kranke. Für Kranke ist es nicht ratsam, Eier in der Schale zu kochen, sondern auf folgende Art: Eine Obertasse füllt man mit heißem Wasser aus, schlägt ein frisches Ei hinein und stellt die Tasse in ein Gefäß mit kochendem Wasser. Man läßt das Ei darin gar werden (das Eiweiß muß gestockt, der Dotter aber noch flüssig sein) und gibt es dem Kranken sofort. Die so bereiten Eier bieten den Vorteil, daß man sich vor dem Kochen von ihrer Frische überzeugen und zudem den richtigen Zeitpunkt des Garseins für Kranke genau erkennen kann.

Kalte Waschungen. Man hat täglich Gelegen-heit zu sehen, daß es Menschen gibt, die ohne Ver-ständigung der Verschiedenheit der Verhältnisse und Zustände alles über einen Leisten schlagen möchten. Dahin gehören auch die sogenannten Kaltwasser-narren. Wenn es nach ihnen ginge, müßten sich alle Menschen täglich ein- oder mehrere Mal in kaltem Wasser baden oder sich doch mit solchem ab-waschen oder abreiben, ja sie empfehlen sogar, daß man ganz kleine, selbst neugeborene Kinder, kalt baden solle! Es ist richtig, daß die Anwendung des kalten Wassers für solche Personen, die das-selbe gut vertragen, von günstiger Wirkung ist, indem es die Haut gegen die Witterungseinflüsse abhärtet und so gegen Erkältungen und gegen die daraus entspringenden Krankheiten schützt; aber es gibt auch viele Menschen, die das kalte Baden durchaus nicht vertragen, es sind dies besonders nervenschwache Personen und Greise mit langsamer und schwacher Reaktion. Vorurteil und Eigensinn in dieser Beziehung haben schon viel Unheil an-

gerichtet. Zu warme Bäder sind indes ebenfalls nicht zu empfehlen, weil sie den Körper schwächen. Das Wasser sollte also weder zu warm, noch zu kalt, sondern angenehm kühl, oder vielmehr lau-warm sein. Gar zu kaltem Wasser zu baden ist eine wahre Quälerei, welche die schlimmsten Folgen haben kann. In allen Fällen sollte der Anwendung des kalten Wassers eine längere und allmähliche Gewöhnung vorausgehen.

Gegenzug. Es ist bekannt, daß ein gründliches Lüften der Stuben, wie es für unsre Gesundheit erforderlich ist, nur einzig durch Gegenzug erreicht

So sollte man bei Reusstadt-G. Gold, in der Näh von Oderberg Saphir im Boden finden. Das Buch war von vornherein nur für den Kurfürsten Johann Georg berechnet und Thurneyher, von dessen Ge-lehrsamkeit und wichtigen Entdeckung Jedermann in der Mark sprach, wußte es durchzusetzen, daß der Kurfürst auf sein Wert aufmerksam gemacht wurde. Johann Georg war davon wie bezaubert, herrliche Aussichten erblickten ihm, als er von den Schätzen vernahm, welche die Mark, die bisher spottweise die Streusandbüchse des heiligen römischen Reiches deutscher Nation genannt wurde, bergen sollte. Der Fürst beschloß sofort, den gelehrten Abenteurer an seinen Dienst zu fesseln. Thurneyher, der nur mit scheinbarem Widerstreben auf die glänzenden Anerbietungen des Kurfürsten einging, erhielt das für jene Zeit bedeutende Gehalt von 1350 Talern und außerdem Futter für vier Pferde. Sein Ruhm verbreitete sich schnell; er wurde in gleichem Maße berühmt als Arzt, als Schriftsteller, als Großindustrieller, als Buchdrucker, als Alchimist, Astrolog und selbst als Zauberer. Die reichsten Leute in Deutschland zogen ihn als Arzt und Alchimist zu Rate und mußten ihm ein Lot Goldwasser mit 16 Talern und ein Lot Smaragdinktur mit 11 Talern bezahlen. Auf diese Weise sammelte Thurneyher kolossale Reich-tümer. Durch geschickte Tausch-spielerkünste wußte er dem Kurfürsten allerlei Hofuspokus vorzumachen. So verwandelte er vor seinen Augen einen eisernen Nagel in Gold. Johann Georg hatte zu Thurneyher ein so großes Vertrauen, daß er ihm dann noch seinen Schatz gewährte, als man ihn schon allgemein für einen Schwindler hielt. Schließlich verlor er die Gunst des Kurfürsten und floh aus Berlin.

Die eigentümliche chinesische Sitte, das Wachstum der Füße der Frauen zu verhindern, hat folgenden Ursprung. Im zwölften Jahrhundert regierte in China ein König mit Namen Tschu Kung. Er war ein großer Tyrann und hatte ein Weib La Kya, die nach despotischer und strenger war, als ihr Gatte. Sie war sehr schön, nur hatte sie verkrüppelte Füße, und um dieses körperliche Ge-brechen zu verdecken, umhüllte sie ihre Füße mit allerlei Bandagen und steckte sie dann in kleine Schuhe. Die Damen ihres Hofes folgten bald dem Beispiel ihrer Gebieterin, und so erhielt sich die sonderbare Gewohnheit bis auf den heutigen Tag. Tout comme chez nous; auch viele Modetorheiten des gebildeten Abend-landes haben einen ähnlichen Ursprung.

Eine Praktische.



„Du Mann willst Du betreten? Der hat ja schon einen vollständigen Rond auf dem Kopfe!“
„Der Rond hat aber einen Hof!“

wird, und oft sind unsre Wohnräume so gelegen, daß sich ein solcher nicht herstellen läßt. In diesem Falle sollte man wenigstens nicht veräumen, während die Fenster geöffnet sind, auch die Ofentür aufzumachen, was einen wirksamen Gegenzug herstellt.

Gegen Schlaflosigkeit. Auf ein Liter Wasser nehme man 10 Gramm Kochsalz und 10 Gramm Glaubersalz und trinke von dieser Mischung ein halbes Glas vor dem Schlafengehen.

Vermischtes.

Die Quelle von Thurneyhers Reich'tum. Schon im 16. Jahrhundert hatte man in der Nähe von Bernau Bernstein gefunden, und bald hatten sich sat'elhafte Gerüchte von dem Reichtum eines angeblichen Bernsteinlagers in der Nähe von Berlin verbreitet. Diese übertriebenen Gerüchte wußte der seiner Zeit berühmte und vielseitige Thurneyher, der damals in Frankfurt a. O. lebte, für seine Zwecke auszunutzen. Er schrieb schleunigt ein Buch, das er mit einer für damalige Zeit erstaun-lichen Gelehrsamkeit wissenschaftlich ausschmückte. Darin beschrieb er unter anderm die chemischen Eigenschaften der deutschen Flüsse so genau, als habe er sie alle chemisch untersucht. So sagte er über die Spree: „Dies Wasser Spree ist etwas grünfarbig und lauter. Es führt in seinem Schlich Gold und eine schöne Glasur. Das Gold enthält 28 Karat 1/2 Gran.“ Außer dem Wasser beschrieb er auch die Beschaffenheit des Erdreichs und er-zählte davon ganz wunderbare Dinge. Er will nicht nur in den Gewässern Gold und Rubinen gefascht, sondern diese und andere Edelsteine auch im Sande der Mark Brandenburg gefunden haben.

Humor.

Doppelsinnig. Frau: „Du, Männchen, denke Dir, ich habe in der Vogelausstellungs-lotterie einen Vogel gewonnen.“ Mann: „Du hast doch schon einen.“

Furchtbare Prohung. Hausherr (zu einem Bettler): „Machen Sie, daß Sie fortkommen, sonst —“ Bettler: „Run sonst?“ Hausherr: „Sonst kriegen's einen Braten zu essen, den meine Frau selber zubereitet hat.“

Unfreiwilliges Bekenntnis. Oberst: „Sie dürfen nicht etwa glauben, die Ehre eines Kadetten liege darin, daß er sich noblen Passionen hingibt und Schulden macht wie ein Stabsoffizier!“

Beruhigend. Herr: „Meine Schwiegermutter muß mit dem Zug fort, Kutscher — also schnell!“ Kutscher: „Verlassen Sie sich darauf, ich werde fahren, als wrenns meine eigne Wät!“

Unverschämt. Engländer: „Mollen Sie mir bringen die Times.“ Kellner: „Bitte, diese Zeitung liegt im obern Stock aus.“ Engländer: „So wollen Sie mich tragen dorthin!“

Nachdruck aus d. Inhalt d. Bl. verboten. Geleg. v. 11. VI. 70.
Verantwortlicher Redacteur A. Jhring. Druck und Verlag von Jhring & Fahrenholz, Berlin S. 42, Pringelstraße 55.